NOE

02/2010

Tunnelblick?

Neues Osteuropa

–

Das Onlinejournal des
Kölner Forums für
Geschichte und Kultur Osteuropas

Impressum

Herausgeber

Kölner Forum für Geschichte und Kultur Osteuropas

Verantwortlich: Christoph Schmidt

Anschrift

Neues Osteuropa – Kölner Forum für Geschichte und Kultur Osteuropas

c/o

Abteilung für Osteuropäische Geschichte

Universität zu Köln

Kringsweg 6

50931 Köln

www.neues-osteuropa.de

gutefrage@neues-osteuropa.de

Redaktion

Benjamin Naujoks

Nadja Matusche

Klaus Richter

Titelbild: Braşov – Romania, © Carmen Prisecaru.

Die einzelnen Beiträge geben die Meinung ihrer Autoren wieder.

Alle Rechte an Text und Bild verbleiben bei ihren Urhebern.

Inhalt 02/2010

Editorial

Christoph Schmidt
Auf dem Weg zur Barfußuni 5

Artikel

Helen Schmitt
No Border, No Nation?
Raumkonzepte im Nationalisierungsprozess
von Letten und Finnen 9

Klaus Richter
Wo nichts wächst, wachsen die Pfifferlinge
Eine Reise in die litauische Dzūkija 25

Literatur

Sînziana Păltineanu
During the War, before the Marriage 30

Fotoessay

Insight Into Everyday Life – Romania 34

Kritik

Fokus Litauen.
Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie seit 1960 ..... *38*

Nora Iuga: Die Sechzigjährige und der junge Mann *41*

Ursula Keller, Natalja Sharandak: Sofja Tolstaja *43*

Alina Bronsky: Die schärfsten Gerichte der tatarischen Küche *46*

Olga Martynova: Sogar Papageien überleben uns *48*

Mircea Cărtărescu: Travestie *50*

Sammelrezension:
Wilhelm von Humboldt als Großwesir der Sonntagsrede *52*

CHRISTOPH SCHMIDT *

Auf dem Weg zur Barfußuni

„Das gesunde Holz fängt schwerer Feuer, das wurmstichige brennt leichter."[1]

Das Sündenregister der deutschen Uni ist lang: Nationalismus, Antisemitismus, Kriegszieldiskussion im Ersten Weltkrieg, Bücherverbrennung. Durch Orientierung an den Sozialwissenschaften in den USA hat sie nach 1945 jedoch einen erheblichen Beitrag zur Einwurzelung der Demokratie geleistet. Mittlerweile aber brütet sie Konformismus aus. Wissenschaft und Gesellschaft entflechten sich immer mehr, die Buchkultur ist im Rückzug. Bildungsideale dämmern dahin, denn auch die Sonntagsrede schlägt neue Töne an: Kostendeckung, Kappungsgrenze, Haushaltssperre... Dieses Trio scheint unanfechtbar, obwohl es kurze Beine hat.

Lüge Nr. 1: „Geh Deinen Weg"

Wie in ganz Europa beruhte auch die deutsche Universitätstradition auf dem Bildungsideal der Aufklärung. Man müsse den Menschen nur in äußere Freiheit versetzen, dann werde die innere durch Studium schon folgen. Zugleich werde die einmal erlangte innere Freiheit auch dabei helfen, für den Schutz der äußeren einzutreten. Nun gut, dieser Glaube war naiv und brach im 20. Jahrhundert zusammen. 1950 versetzte der amerikanische Soziologe David Riesman diese Polarität aber in neuen Rahmen, als er davon sprach, die Konsumgesellschaft der USA verleihe dem „außengesteuert" womöglich mehr Gewicht als dem „innengesteuert". Seine Befürchtung rückt durch Bologna immer näher. Wenn Autonomieverlust Gegenaufklärung ist, erfüllt BA-MA dieses Merkmal zur Gänze.

* Christoph Schmidt ist Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität zu Köln.

Lüge Nr. 2: „Gib Dein Bestes“

Viele Studenten sind unterfordert. Mangels echter Betreuung schöpfen sie ihr Potential nicht annähernd aus. Darunter leiden Motivation und Selbstbewusstsein. Früher sollten Studentinnen und Studenten die Chance erhalten, die sie erwartenden Probleme in Fach und Beruf zu durchdenken. Wird die heutige Uni diesem Ziel noch gerecht?

Viele Dozenten sind überfordert. Nach seinem Anliegen befragt, weicht der eine auf „Positionierung“ aus. Stete Hast, den letzten Turn zu erwischen, bedroht auch ihre Selbstbestimmung. Stattdessen übt der andere als „Mittelbau“ (was für ein Wort!) in Gremien die Mitbestimmung ein. Für das Fortkommen wird diese Erfahrung vermutlich fruchtbarer als eigene Forschungen sein.

Den Vogel aber schießen die Funktionäre ab. In Forschung und Lehre an enge Grenzen gestossen, streben sie zwecks Kompensation den Ämtern zu. Ausnahmen wird es hoffentlich geben, aber - wie das Prinzip der negativen Auswahl zeigt - die Universitätsidee ist tot. Seit Humboldt bestand sie vermutlich darin, materielle Defizite durch Ideen wieder wettzumachen. Davon ist keine Rede mehr: Der neue Dekan/Die neue Dekanin: 50 Jahre und ein Buch. Was bleibt, sind schlechte Manieren und schlechter Geschmack.

Lüge Nr. 3: „Rationale Orientierung“

„Ich halte dafür, dass das einzige Ziel der Wissenschaft darin bestehe, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern.“ (Brecht, *Galilei*) Vermutlich ist dieser Anspruch zerbrochen. Die Theorien sind alle, der Westen weiß nicht mehr weiter. Wenn Kostenminimierung dazu herhalten soll, „rational choice“ zu umschreiben – Gute Nacht. Vermutlich zeigt sich die Ödnis in den Begriffen am klarsten: Was soll „Philosophische“ Fakultät oder „Geisteswissenschaften“ denn noch sein? Und welche Uni hat einen Masterplan? Orientierung am Markt ist vergänglich und reicht nicht dazu aus, der Ratio eine Nische zu bieten. Ratio, das war mehr als Kungelei und Konjunktur, das hatte mit Argument, mit Befreiung zu tun.

***Uni 2.0*, © Christoph Schmidt**

„Inneres Ausland“

Fächer wie Osteuropäische Geschichte sind mit BA-MA an vielen Unis nicht zu halten. Die Personalausstattung ist zu schmal, um für Bachelor und Master ein getrenntes Lehrangebot anzubieten. Die Frage ist, wie schwer dieses Wegdämmern wiegt. Das deutsche Russlandbild wird sich dadurch kaum ändern, es war ohnehin durch Medien geprägt. Und zum Glück brauchen sie die Unis nicht! Einen Verlust werden also nur die wenigsten spüren. De facto jedoch zeigt sich ein wirklicher Abbruch. Nehmen wir ein Beispiel: Lop Nor. Schon gehört? Der Bologna-Prozess legte den Wissensschalter auf „anwendbar“ um. Lop Nor! Nie gehört? Anwendbares Wissen, aber hallo! Die Kategorie „anwendbar“ lässt sich eigentlich nur in Gegenüberstellung mit „grundlegend“, „abstrakt“ oder „systematisch“ begreifen. Wie

latent umschlagen kann in akut, so systematisch in anwendbar. Dieser Umschlag allerdings ergibt sich aus der Tagespolitik, ist daher jäh und unvorhersehbar. Bis zu diesem Moment ist Latenz vollkommen unanwendbar und gilt für Bologna daher als überflüssig.

Jetzt also Lop Nor. Es begann mit einem Fimmel. Völlig unanwendbar! 1876 hatte der russische Offizier Nikolaj Przevalskij diesen sagenhaften, da wandernden Salzsee im nördlichen China entdeckt. Zumindest glaubte er es. Die, die es nicht glaubten, das waren die deutschen Besserwisser von Geographen in Halle oder Berlin. Angetrieben von Liebeskummer machte sich Sven Hedin also auf, den richtigen Lop Nor zu finden. 1901 gelang ihm das auch, nur hatte sich sein Interesse an Zentralasien derart verselbständigt, dass er Material für einen ganzen Atlas zusammentrug. Dabei griff er auf alte chinesische Karten zurück – völlig unanwendbar!

1945 kam der Umschlag. Die amerikanischen Truppen beschlagnahmten sämtliche Unterlagen bei Justus Perthes in Gotha und brachten 1966 – mithin 14 Jahre nach dem Tode Hedins – seinen Atlas heraus. Nun dienten Hedins alte Karten dazu, die neuesten Satellitenphotos zu interpretieren. Was mit einem Fimmel begann, trägt heute zum Wiederaufbau Afghanistans bei. Ach übrigens, 1961 trocknete der Lop Nor aus und kehrt wohl niemals zurück.

1 Mikszáth, Kalman, *A Noszty fin esete Tóth Marival*, 1908, Manesse ,S. 183.

HELEN SCHMITT *

No Border – No Nation?
Zur Bedeutung von Raumkonzepten im Nationsbildungsprozess von Letten und Finnen

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts verbreitete sich die Idee der Nation als kulturelles und politisches Leitmotiv in Europa. Die Herausbildung einer eigenen nationalen Identität wurde zum bestimmenden Thema der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft. Ein wichtiges strukturelles Element nationaler Identität stellte die Entwicklung eigener Raumkonzepte und –vorstellungen dar, denn „ohne Territorium keine Nation, ohne Heimatbewusstsein keine nationale Idee."[1] Benedict Anderson argumentiert sogar, die Landkarte gehöre neben der Volkszählung und dem Museum zu den zentralen Mitteln des nation-building,[2] da sie für die sich entwickelnden Nationen ein wichtiges Element der nationalen Selbst- und Fremdidentifikation bedeute. Besonders für die multiethnischen Imperien des 19. Jahrhunderts stellte der aufkommende Nationalismus eine große Herausforderung dar.[3] Nicht immer bedeutete die Entwicklung unterschiedlicher nationaler Raumkonzepte die Bedrohung der territorialen Integrität der Großreiche. Vielmehr entstand eine Vielzahl von Verortungen – innerhalb und außerhalb des imperialen Rahmens.

In diesem Aufsatz soll die Territorialisierung nationaler Identität bei Letten und Finnen im Zeitraum zwischen 1863 und 1914 untersucht werden. Die Vergleichbarkeit dieser beiden Nationsbildungsprozesse ergibt sich aus ähnlichen soziokulturellen und geopolitischen Ausgangssituationen. Der Großteil der lettischen und finnischen Bevölkerung lebte zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Kleinbauern auf dem Land.[4] Auch bezüglich der gesellschaftlichen Stratifikation lassen sich Ähnlichkeiten beobachten: In Livland und Kurland gab es eine einflussreiche deutschsprachige Oberschicht, welche die lettische Bevölkerung politisch,

* Helen Schmitt promoviert zur Zeit über imperiale Infrastrukturprojekte an der Universität Hamburg.

wirtschaftlich und kulturell dominierte. Entsprechendes galt für das Verhältnis zwischen der finnischen Landbevölkerung und der schwedischsprachigen Elite im Großfürstentum Finnland. Zudem befinden sich beide Territorien in der westlichen Peripherie des russländischen Empires und grenzen an die Ostsee.

Im Zentrum steht die Frage danach, welche Kategorien – „natürliche" Grenzen, Konfession, Ethniziät, Sprache, politische Einheiten, soziokulturelle Strukturen – zur Legitimation der Grenzziehung herangezogen wurden und wie sie zu interpretieren sind. Außerdem soll die Rolle des russländischen Imperiums bei der Territorialisierung der lettischen und finnischen Nationalbewegung beleuchtet werden.

Der lettische Fall

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die deutschsprachige Oberschicht der Ostseeprovinzen, die sich zuvor als Kurländer, Livländer oder Estländer bezeichnet hatte, eine die Gouvernementsgrenzen übergreifende, baltische Identität zu entwickeln. Es handelte sich hierbei um eine Reaktion deutschbaltischer Intellektueller auf die beginnenden Spannungen zwischen der deutschsprachigen Elite der Ostseeprovinzen und russischen Slawophilen.[5] Mit der Gründung der „Baltischen Monatsschrift" 1859 erhielt diese neue, regionale Idee ein provinzübergreifendes Organ, welches die Überwindung der provinzialen Grenzen Kurlands, Livlands und Estlands zumindest der deutschsprachigen Bevölkerung zum Ziel hatte.[6]

Auch lettische Intellektuelle übernahmen seit den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts zunehmend den provinzübergreifenden Raumbegriff „baltisch".[7] Räumlich deckte sich zunächst der lettische Begriff „Baltija" mit der deutschbaltischen Konstruktion eines baltischen Raumes. Damit waren die katholischen Letten aus Lettgallen, das im Gouvernement Vitebsk lag, aus der Idee „Baltija" ausgeschlossen. Die sprachlichen, religiösen und soziokulturellen Unterschiede erschienen zu groß, um sie in das zunehmend auch territorial verstandene Projekt einer lettischen Nation aufzunehmen.

Parallel zu dem regionalen Raumentwurf „Baltija“ etablierte sich eine zweite nationale Bezeichnung für das von Letten besiedelte Gebiet - „Latvija“ -, die zunächst als poetischer Begriff Einzug in die lettische Sprache fand. Umjubelte Dichter der jungen Nationalbewegung wie Auseklis und Pumpurs verwendeten diese Bezeichnung in ihren Gedichten.[8] Dass zunächst der regionale Raumbezug in der lettischen Nationalbewegung dominierte, zeigt die Verwendung der lettischen Nationalhymne auf dem ersten lettischen Sängerfest im Jahr 1873. Dort wurde noch die Version „Dievs svēti Baltiju“[9] gesungen. Fünfzehn Jahre später, auf dem dritten lettischen Sängerfest 1888, war der nationale Bezugsrahmen weitaus stärker und der Begriff „Latvija“ hatte sich durchgesetzt. Nun bildete das abschließende Singen der Version „Dievs svēti Latviju“[10] den emotionalen Höhepunkt der Veranstaltung.[11]

Auf den lettischen Sängerfesten wurde auch deutlich, dass die katholischen Letten in Lettgallen nicht Teil der Konzeption einer lettischen Nation waren.[12] So begrüßte der Präsident des Lettischen Vereins, Rihards Tomsons, in seiner Eröffnungsrede zum ersten Sängerfest explizit nur Letten aus Kurland und Livland. Ähnlich hielt es der konservative Rechtsanwalt Fridrihs Veinbergs, der in seinem Buch „Politische Gedanken aus Lettland“ schrieb: „Bekanntlich bewohnen die Letten Kurland und die südliche Hälfte von Livland [...].“[13] Einzig der lettische Intellektuelle Atis Kronvalds schloss in seiner Konzeption von „Latvija“ das lettgallische Gebiet mit ein. Im Januar 1871 erläuterte er Teilnehmern der lettisch-literarischen Abende in Dorpat seine Vorstellung eines lettischen Gebietes:

> „Wir müssen einen allgemeinen Patriotismus erziehen, der sich über alle lettischen Stämme ausbreitet – über Kurländer und Livländer, Lettgaller und Litauer, weil das Land dieser lettischen Stämme nicht das Baltikum allein und nicht nur ein Stückchen des Baltikums, sondern unser Vaterland, Lettland ist.“[14]

Allerdings bedeutete Kronvalds Entwurf keineswegs die Herauslösung Lettlands aus dem russischen Reich. Bereits 1869 schrieb er in einem Brief, dass „ unter der Obhut Russlands uns keiner vernichten können wird [...] ganz im Gegenteil – die Letten werden zur Kraft kommen und aufblühen.“[15]

Einen Schritt weiter ging der lettische Schriftsteller Ernests Dinsberģis, der in seiner 1876 erschienenen „Ethnographie“ neben die Beschreibung der europäischen Großmächte selbstbewusst ein Kapitel „Latvija“ stellte. Er formulierte darin erstmals einen lettischen Besitzanspruch auf die Gebiete Kurlands und des südlichen Livlands als spezifisch lettisches Territorium.[16] Selbstbewusst forderte Dinsberģis die politische Umsetzung dieses Raumkonzepts, da

> „es besser wäre sie beide zusammen als das Land der Letten oder als Lettland zu bezeichnen; denn dieser Unterschied zwischen Livländern und Kurländern sollte nun endlich aufhören und stattdessen das vereinigte Lettland zur Blüte gelangen, so dass es in Zukunft nur noch ein Lettland und ein lettisches Volk gibt.“[17]

Die Möglichkeit, den bisher ethnisch und kulturell definierten Raumvorstellungen geographische Grenzen und politisches Gewicht zu verleihen, bot sich den Vertretern der lettischen Nationalbewegung im Jahr 1881 durch die Senatorenrevision Manaseins. Die Aktivisten überreichten dem russischen General eine Petition, in der sie – ganz in Dinsberģis Sinne – der russischen Regierung vorschlugen, die Verwaltungsgrenzen innerhalb der Ostseeprovinzen entlang der estnisch-lettischen Sprachgrenze neu zu ziehen. Auf diese Weise sollten zwei Gouvernements entstehen, das Gouvernement Estland oder Reval, welches Estland und den nördlichen Teil Livlands umfassen sollte, und das Gouvernement Lettland oder Riga, welches sich aus Kurland und dem südlichen Teil Livlands zusammensetzen sollte.[18] Mit dieser Forderung nach einer Neugestaltung der Provinzgrenzen stießen die lettischen Nationalisten bei Nikolai Manasein auf Zustimmung. Er sprach sich nach Abschluss seiner Revision in den Ostseeprovinzen für ihre territoriale Neuordnung aus, da er sich durch die damit verbundene Einführung der Semstwo eine bedeutende Schwächung der deutschbaltischen Vorherrschaft in so gut wie allen sozialen und politischen Institutionen versprach. Die Grenzen der beiden neuen Gouvernements sollten – wie von Letten und Esten gefordert – entlang der estnisch-lettischen Sprachgrenze verlaufen und somit zwei wirtschaftsgeographisch und ethnographisch homogene Gebiete bilden. So, argumentierte Manasein, könne man den bürokratischen Aufwand deutlich vereinfachen, da man eine Provinzverwaltung einsparen könne und mit nur jeweils einer Amtssprache neben Russisch auskäme.[19] Die Regierung in St. Petersburg

bewertete diesen Vorschlag, der auf dem territorialen Nationsverständnis der Letten und Esten basierte, jedoch als separatistische Tendenz und lehnte ihn ab.[20]

Dieses neue, territoriale Nationalverständnis der Letten fand seinen Niederschlag auch in kartographischen Publikationen. Bereits 1856 veröffentlichte Gustav Adolf Reyhers in Mitau die erste geographische Karte, die Kurland und die drei südlichen Bezirke Livlands als zusammengehöriges lettisches Gebiet auswies.[21] Wie auch in der ideologischen Konstruktion blieb auf dieser Karte Lettgallen außerhalb des als lettisch definierten Territoriums. Die oben dargestellten politischen Forderungen der Letten, die 1881 erstmals im Rahmen der Manasein-Revision der russischen Regierung vorgetragen worden waren, spiegelten sich auch in den kartographischen Veröffentlichungen der Zeit wider. Der 1880 veröffentlichte „Atlass Latwijas lauschu skolam“[22] enthielt neben einer Darstellung von „Baltija“, welche die drei Ostseeprovinzen mit ihrer ständischen Grenzziehung umfasste, auch eine Karte des konstruierten Gebietes „Latvija“ – allerdings ohne das lettgallische Territorium. [23]

Der Gebrauch des Atlanten wurde zwar im Rahmen der Russifizierung der Schulen 1885 verboten, doch bereits 1890 erschien „Latvijas Karte“[24] des Kartographen M. Siliņš, die ebenfalls das von Letten besiedelte Gebiet als klar erkennbare territoriale Einheit darstellte.[25] Die zahlreichen Auflagen der „Karte Lettlands“ bis 1914 trugen maßgeblich dazu bei, die geographische Dimension von „Latvija“ zu vermitteln und in den Köpfen einer breiten Bevölkerungsschicht zu verankern.[26] Die Karte zeigte deutlich hervorgehoben die Grenzen von Latvija, die dieses Mal auch Inflantien – so die zeitgenössische Bezeichnung Lettgallens – einschlossen, während die der drei Ostseeprovinzen kaum sichtbar gestrichelt dargestellt wurden. Durch diese Darstellung unterstrich Siliņš den Anspruch der Akteure der lettischen Nationalbewegung, dass nun nicht mehr die ständischen Gouvernementsgrenzen den räumlichen Bezugsrahmen für die Letten darstellen sollten, sondern das nationale „Latvija“.

Die nach 1881 einsetzende Russifizierungspolitik verhinderte jedoch eine weitere Politisierung und Entwicklung des Begriffs „Latvija“, zumindest in den Ostseeprovinzen selbst.[27] Entscheidende Impulse für die lettische Nationsbildung

kamen um die Wende zum 20. Jahrhundert aus der lettischen Emigration. Viele Aktivisten der lettischen Sozialdemokratie, der „Jauna Strava“[28], flohen in den 1890er Jahren aus den Ostseeprovinzen, um den Repressalien der russischen Regierung zu entgehen. Die beiden wichtigsten Zentren der lettischen Diaspora waren London und Zürich. Die Letten in Zürich standen unter dem Eindruck der österreichischen Sozialdemokratie, für die die Nationalitätenfrage eine wichtige Rolle spielte. Besonders die Schriften Otto Bauers und Karl Renners hinterließen einen tiefen Eindruck bei der Zürcher Exilgemeinde um Mikelis Valters.[29] Die darin formulierten Forderungen nach Autonomie für die kleinen Völker innerhalb von Großreichen waren eine wichtige Inspirationsquelle für die lettischen Nationsbildner und trieben deren politische Vorstellungen und Bestrebungen maßgeblich voran.[30]

> „Russland muss aufgeteilt werden in einzelne territoriale Organisationen, die aufgebaut wären auf rein demokratischem Prinzip und die das vollkommene Recht auf Selbstorganisation und Selbstverwaltung hätten, d.h. die Souveränität in der neuzeitlichen Bedeutung dieses Begriffs. Auch die lettische Demokratie muss solch eine Demokratie errichten.“[31]

Nach 1905 stellte der Verband lettischer Sozialdemokraten weitreichende Forderungen, die deutlich über die von 1881 hinausgingen. „Latvija“ sollte politisch, wirtschaftlich und kulturell autonom werden und zu einer lettischen Republik innerhalb eines föderalen Russlands werden.[32] Anders als 1881 gehörte nun auch Inflantien zu dem nationalen Territorium der Letten.

> „Das ganze von Letten bewohnte Land – Kurland, Südlivland und Inflantien – ist in einen selbstverwalteten Bezirk – Lettland – zu vereinigen mit vollständigen Selbstbestimmungsrechten in allen inneren Angelegenheiten dieses Gebietes.“[33]

Auch die bürgerlichen lettischen Parteien nahmen die Forderung nach einer territorialen Neuordnung der baltischen Provinzen erneut auf. Dabei glichen sich ihre Vorstellungen diesbezüglich stark. Das gesamte lettischsprachige Gebiet, also Kurland, die südlichen Gebiete Livlands und nun auch Lettgallen, sollten zu einem selbstverwalteten Gebiet zusammengeschlossen werden. Einzig die konservative Lettische Volkspartei blieb den Prinzipien ihres Vorsitzenden Veinbergs treu und schloss Lettgallen im Gouvernement Vitebsk von dieser Konzeption aus. Sie forderte lediglich die Zusammenlegung von Kurland und dem südlichen Livland. Uneinigkeit

herrschte jedoch darüber, in welchem Verhältnis das zukünftige lettische Gebiet zum russländischen Imperium stehen sollte.[34] Letztendlich waren es die visionären Forderungen des Lettischen Sozialdemokratischen Verbandes nach einer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Autonomie, welche die größte Strahlkraft besaßen und die Raumvorstellungen im folgenden Jahrzehnt maßgeblich prägen sollten.[35]

Der finnische Fall

Vor 1809 hatte es keine administrative Einheit „Finnland“ gegeben. Vielmehr trat das Königreich Schweden 1809 sieben einzelne Provinzen an das russländische Imperium ab, die zuvor Bestandteil des schwedischen Reiches gewesen waren.

Die Idee eines „Staates Finnland” als Puffer zwischen den beiden Mächten des Ostseeraums – Schweden und Russland – wurde erstmals während eines Krieges zwischen Schweden und Russland von der russischen Zarin Elisabeth in der Mitte des 18. Jahrhunderts aufgebracht. Die Inkorporation des finnischen Gebiets in das russländische Imperium nach dem Frieden von Haima/Fredrikshamm im Jahr 1809 und die damit verbundene Gründung des Großfürstentums Finnland schuf erstmals eine territoriale und administrative Einheit „Finnland“. Um den „natürlichen“ Grenzen Finnlands gerecht zu werden, fügte die russische Regierung ihrem neuen Großfürstentum Lappland sowie im Jahr 1812 Teile Kareliens hinzu.[36] Damit war die territoriale Entwicklung Finnlands um 1812 weitgehend abgeschlossen. Das staatliche Territorium Finnlands bildete die Grundlage für die Entwicklung eigener nationaler Symbole und eines eigenen nationalen Selbstbewusstseins.[37] Der finnische „Staatskörper“ stand daher seit Mitte des 19. Jahrhunderts im Dienste der Profilierung als selbstständige Nation.[38] Als Vorbild dienten den finnischen Nationsbildnern die entstehenden Nationalstaaten Nord- und Westeuropas. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts orientierten sich finnische Liberale zunehmend an den politischen und wirtschaftlichen Prinzipien westeuropäischer Staaten. Sie forderten die Industrialisierung Finnlands, Freihandel und freie Meinungsäußerung. Finnland sollte sich auch wirtschaftlich von Russland als wichtigstem Handelspartner emanzipieren und sich stärker in den Austausch von Waren mit dem mittel- und westeuropäischen Raum einbringen.[39] Im Rahmen dieser Entwicklung wurde

Russland zunehmend als Bedrohung der freiheitlichen Entfaltung Finnlands wahrgenommen, gegen die es sich im wahrsten Sinne des Wortes abzugrenzen galt. Die anfangs wirtschaftliche Orientierung nach Norden und Westen wurde bald auch eine explizit politische.

1888 wurde die Finnische Geographische Gesellschaft gegründet, deren Ziel die Erstellung eines finnischen Nationalatlas war.[40] Dieser sollte zum einen Finnland einer internationalen Öffentlichkeit als eigenständige Nation bekannt machen, andererseits sollte er auch den Finnen selbst ihr Land erklären und durch die Darstellung auf einer Karte als nationales Territorium erfahrbar machen.[41]

Bei dem finnischen Nationalatlas, der am 2. Oktober 1899 auf dem Internationalen Geografen Kongress in Berlin stolz der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, handelte es sich um den weltweit ersten seiner Art.[42] Er umfasste 64 Seiten und enthielt neben topographischen auch thematische Karten. Einen Bezug oder gar eine Einordnung in das russländische Imperium suchte man in dem Atlas vergebens und die Grenzen des Großfürstentums waren deutlich markiert.[43] Damit suggerierte der Atlas der Weltöffentlichkeit, bei Finnland handle es sich um einen eigenständigen Staat. In einer Zeit, in der sich die wachsende finnische Nation in ihrer Autonomie bedroht sah, begann man die Eigenstaatlichkeit Finnlands nach außen umso stärker zu vertreten. Die Veröffentlichung eines eigenen finnischen Nationalatlas wurde von der russischen Regierung als Provokation aufgefasst.[44] Russland nahm nicht nur Anstoß an der Darstellung Finnlands als eigenständiges staatliches Gebilde ohne jeden Bezug zu Russland, sondern auch an der Tatsache, dass der Atlas zunächst auf Französisch und anschließend auf Schwedisch und Finnisch erschien, nicht aber auf Russisch.[45]

Dieses neue Kartographierungsprojekt trug dazu bei, Finnland zunehmend als Teil des nordeuropäischen Kulturraums zu interpretieren. Dabei wurde „Fennoskandia“ als neue regionale Zugehörigkeit konstruiert.[46] Im ersten Nationalatlas fand diese neue Region noch keine kartographische Entsprechung, doch schon in der zweiten, überarbeiteten Auflage von 1910 nahm das Konstrukt Fennoskandia Gestalt an.[47] Zur räumlichen Demonstration Fennoskandias heißt es in

dem Begleitband:

> „Das Territorium welches [...] man Fennoskandia nennt, [...] [umfasst] die skandinavische Halbinsel, mit Skandinavien, Finnland, russisch Karelien und der Kolahalbinsel [...].“[48]

Neben der Konstruktion Fennoskandias wurde hier auch der territoriale Anspruch Finnlands auf Russisch-Karelien und auf die Kolahalbinsel betont.[49] Diese kulturelle Grenzziehung gegenüber dem russländischen Imperium schlug sich auch in der Darstellung der Grenzen zwischen dem Großfürstentum Finnland und dem restlichen russischen Staatsgebiet nieder. Die Grenze war deutlich als Staatsgrenze hervorgehoben.[50]

Die Idee, zu einem kultivierten westlichen Teil Europas zu gehören, während an der eigenen Ostgrenze das barbarische, unzivilisierte Russland begann, war schon Mitte des 19. Jahrhunderts im finnischen Großfürstentum verbreitet. Unter dem Eindruck der Ereignisse des Krimkrieges verfasste der in Schweden lebende finnische Dichter Emil von Qvanten unter dem Pseudonym Peder Särkilax das Buch „Fennomani och skandinavism“.[51] Aus seiner Sicht stellten Fennomanie und Skandinavismus keine unüberbrückbaren Gegensätze dar, wie die Führer der Fennomanen stets postuliert hatten, sondern hätten in der gemeinsamen Ablehnung Russlands einen Berührungspunkt. Europa sei in zwei feindliche Lager zerfallen, das westliche, das Liberalismus und Fortschritt vertrete, und das östliche, repräsentiert durch ein Russland, das Zwangsherrschaft und Rückständigkeit mit sich bringe. Da das russländische Empire eine Gefahr für Europa bedeute, müssten Russland die Länder wieder entrissen werden, denen es seine Stärke verdanke. Da Russland seine Position im Ostseeraum mit Hilfe Finnlands errungen habe, müsse es aus dem russischen Reich wieder herausgelöst werden.[52] Das Großfürstentum Finnland sollte jedoch nicht, wie es einigen schwedischen Politikern vorschwebte, erneut Teil des schwedischen Reiches werden, sondern es sollte stattdessen zu einer selbstständigen Nation innerhalb eines nordischen Staatenbundes werden. Um die Grenze dieses Staatenbundes zu sichern, müsse man die Gebiete Finnlands, entsprechend der geographischen Gegebenheiten, bis zu Linie Lagodasee – Svir – Onegasee – Weißes Meer ausdehnen.[53] Dadurch sei der Staatenbund vor dem russländischen Imperium geschützt und Finnland würde endlich mit seiner karelischen Irredenta vereinigt werden.[54] Damit war erstmals der Gedanke, Ostkarelien mit Finnland zu vereinigen,

durch europäische Sicherheitsüberlegungen politisch legitimiert worden.[55]

Karelien entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhundert zu einer finnischen Irredenta.[56] Den Grundstein zu dieser Entwicklung hatte Anfang des 19. Jahrhunderts Elias Lönnrot gelegt. Lonnröt hatte zwischen 1828 und 1834 vier Reisen durch Finnland und Karelien unternommen und bei seinen Wanderungen traditionelle Gesänge der finnischen Stämme gesammelt. Besonders in Ostfinnland und an der karelischen Weißmeerküste fand er eine reiche Tradition des Liedersingens vor. Aus den gesammelten Liedern und Gesängen stellte Lonnröt das Kalevala-Epos zusammen, das binnen kürzester Zeit zum finnischen Nationalepos avancierte.[57] Das Heldenepos Kalevala war für viele Finnen der Beweis für die Existenz einer eigenen, urfinnischen Kultur, die frei von schwedischen Einflüssen geblieben war.[58] Damit bildete die Kalevala einen wichtigen Baustein in der nationalen Identitätsfindung. Das östliche Karelien wurde hier zu einer finnischen Ideallandschaft stilisiert und als Wiege der finnischen Kultur interpretiert, besonders deswegen, weil es nie zum schwedischen Reich gehört hatte.[59]

Bald wurde Karelien auch Gegenstand naturwissenschaftlicher Untersuchungen.[60] Zacharias Topelius entwickelte auf der Basis seiner Beobachtungen der finnischen Flora und Fauna sein Konzept eines „vollständigen Finnland“:

> „Das ist der große Gedanke der uns auch mit denen unserer karelischen Brüder verbindet, die im Laufe der Jahrhunderte durch Friedensverträge und Reichsgrenzen von ihrem Stamm und Volk getrennt worden sind, und obgleich die politische Geographie diesen Gedanken niemals gutheißen wird, hat ihn doch die physische Geographie schon anerkannt, da die Natur Finnlands mit ihrer Tierwelt und Pflanzenwelt keine andere Grenze für ihr wirkliches Gebiet anerkennt.“[61]

Die Idee einer natürlichen Grenze Finnlands zum restlichen russländischen Empire, die das karelische Gebiet mit einschloss und somit weit über die bestehenden politischen Grenzen des Großfürstentums hinausging, war schon von Emil van Qvanten formuliert worden. Legitimiert wurde diese Grenzziehung durch die geographischen Gegebenheiten wie durch die vermeintliche kulturelle Nähe der

Karelier zu den Finnen. Dadurch wurde ein „Großfinnland“ konstruiert, dessen Ziel es war, das „eigene Territorium“ mit dem „eigenen“ auf der anderen Seite der Grenze zu verbinden.[62] In dieser kulturellen und territorialen Orientierung nach Osten, also nach Karelien, ist eine Gegenbewegung zu der gleichzeitig stattfindenden kulturellen Orientierung nach Westen und Norden zu erkennen. Dies veranschaulicht, wie gegensätzlich einzelne diskursive Elemente innerhalb einer Nationskonstruktion sein konnten.[63]

Die national-schwärmerische Auseinandersetzung mit Karelien durchlief im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Veränderung. Waren zunächst nur akademische Kreise von der Begeisterung für Karelien erfasst worden, so nahm die Zahl der Enthusiasten gegen Ende des 19. Jahrhunderts stark zu. In den 1890er Jahren hatte sich der Karelianismus zu einer alle Bevölkerungsschichten erfassenden Bewegung entwickelt.[64] Um das Land der Kalevala-Dichtung besser kennenzulernen, unternahmen viele Finnen Reisen nach Russisch-Karelien. Häufig waren diese Reisen mit ethnographischer Arbeit, wie etwa dem Sammeln von Volksliedern, verbunden. Berichte über solche Reisen wurden in Zeitungen und Büchern veröffentlicht. Diese Entwicklung trug dazu bei, das Gefühl der Verbundenheit mit Karelien und der Zugehörigkeit dieses Gebietes zum Großfürstentum Finnland zu stärken. Dadurch entstand auch ein politisches Bewusstsein für Ostkarelien und in der finnischen Öffentlichkeit begann man zunehmend im Namen der Ostkarelier zu sprechen und die Schaffung eines „Großfinnlands“, welches das gesamte karelische Gebiet einschließen sollte, zu fordern.[65] Ein wichtiger Protagonist in der großfinnischen Sache war August Vilhelm Ervasti. In seinem 1880 veröffentlichten Buch über eine Karelienreise im Sommer 1879 schrieb er, er habe Russisch-Karelien schon lange zum finnischen Vaterland hinzugerechnet.[66] Er hoffe, dass in der Zukunft „eine Zeit anbrechen möge, in der das finnische Vaterland dieselben weiten Grenzen hätte wie in der Vorzeit, ehe Schweden im Westen und Russland im Osten es in zwei Stücke gespalten hatten.“[67]

Doch die russische Regierung erteilte den großfinnischen Bestrebungen eine Absage und schloss 1898 die finnisch-karelische Grenze. Erst im Ersten Weltkrieg erhielten die ostkarelischen Ambitionen der Finnen in Zusammenhang mit dem

Streben nach Eigenstaatlichkeit neue Schubkraft.

Resümee

Fragt man nach der Bedeutung von „Mental Mapping“ im Nationsbildungsprozess von Letten und Finnen, kann ein gravierender Unterschied zwischen beiden festgestellt werden. Während die Letten ihren nationalen Raum erst konstruieren mussten, verfügten die Finnen bereits über einen solchen, den es allerdings noch ideologisch auszufüllen und zu verteidigen galt. Dem russländischen Imperium kam dabei eine wichtige Rolle im territorialen Nationsbildungsprozess der Finnen zu. Durch die Gründung des Großfürstentums Finnland wurde erstmals eine administrative Einheit „Finnland“ geschaffen, auf welche die Finnen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder zurückgreifen konnten. Aufgrund dieser Tatsache entwickelten die Finnen früher als die Letten ein territoriales Verständnis ihrer Nation. Die Letten richteten erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ihr nationales Verständnis zunehmend territorial aus, da zu diesem Zeitpunkt ihre sozioökonomische Emanzipation weitgehend abgeschlossen war.[68] Dabei orientierten sich die lettischen Vorstellungen anfangs an den Raumentwürfen der Deutschbalten, bevor sie mit „Latvija“ ein explizit lettisches Gebiet entwarfen. Das lettgallische Gebiet hingegen spielte zu Beginn der lettischen Nationsbildung keine herausragende Rolle; im Gegensatz zum finnischen Fall. Hier trug die karelische Irredenta maßgeblich zur Konstruktion einer nationalen Identität bei und die Forderung nach einer Angliederung Russisch-Kareliens an das Großfürstentum Finnland wurde schon früh geäußert Die lettische Grenzziehung erfolgte zunächst unter sprachlichen und religiösen Aspekten, wodurch die Lettgallen auf Grund ihres Dialektes und ihres katholischen Glaubens sowohl aus der Konstruktion einer lettischen Nation als auch aus einem lettischen Territorium ausgeschlossen wurden. Die Finnen hingegen sahen über den orthodoxen Glauben und die Sprache der Karelier hinweg und begründeten ihre Grenzziehung durch gemeinsame kulturelle Wurzeln und natürliche Grenzen.

Während sich die Letten in ihren räumlichen Vorstellungen hauptsächlich gegen deutschbaltische Ordnungsvorstellungen abzugrenzen versuchten, entwarfen die Finnen mittels der Konstruktion „Fennoskandia“ eine kulturelle Zugehörigkeit

zum Norden und zum westlichen Kulturkreis. Auf diese Weise grenzten sie sich deutlich von Russland ab. Interessant am finnischen Fall ist, dass hier zwei unterschiedliche Arten von „Mental Mapping"–Prozessen zu beobachten sind: einen regionalen, der die Zugehörigkeit Finnlands zum nordwesteuropäischen Kulturraum definiert, sowie einen kulturellen, der Karelien als Wiege einer urfinnischen Kultur für sich beanspruchte. Da die politischen Grenzen Finnlands bereits definiert waren, ging es hier vor allem um eine kulturelle Raumkonstruktion. Durch die Zugehörigkeit zu „Fennoskandia" wurde signalisiert, dass sich die Finnen nicht als Teil des russischen Kulturkreises empfanden. Durch die Idealisierung Kareliens als Ursprungsort der finnischen Kultur wurde gleichsam eine kulturelle Beeinflussung durch die Schweden ausgeschlossen.

Im lettischen Fall wurde die Konstruktion eines lettischen Territoriums eher durch die Deutschbalten als durch das russländische Empire geprägt. Deren Konstrukt eines baltischen Raumes inspirierte die Letten zunächst zum Entwurf einer Baltija. Beides waren zunächst regionale Raumentwürfe. Während die deutschbaltischen Raumvorstellungen regional blieben, entwickelten die Letten die Vorstellung eines nationalen Territoriums. Kommuniziert wurden die neuen Raumvorstellungen mit Hilfe von Karten, deren Strahlkraft im lettischen Fall jedoch regional stark begrenzt blieb. Die kartographischen Darstellungen Latvijas dienten nach innen der Integration und nach außen der Abgrenzung gegenüber dem provinzübergreifenden Raumentwurf „Baltija" der Deutschbalten. Finnland hingegen versuchte sich als Nationalstaat zu präsentieren und suchte mit seinem Nationalatlas die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit. Die lettische Nationalbewegung versuchte bei der russischen Regierung die Neuordnung der Gouvernementsgrenzen nach ihren Vorstellungen zu erreichen. Doch die Regierung in St. Petersburg setzte die territorialen Wünsche der Letten nicht um, obwohl sie die territorialen Voraussetzungen zum finnischen Nationsbildungsprozess durch die Konstruktion eines Großfürstentum Finnlands überhaupt erst geschaffen hatte. Im lettischen Fall war die geographische Konstruktion eines von Letten bewohnten Territoriums ein wichtiger Teil der nationalen Selbstfindung und Bewusstwerdung. Im finnischen Fall schuf die Kongruenz der politischen und territorialen Gliederung der finnischen Grenzen eine wichtige Voraussetzung zum Nationsbildungsprozess.

1 Bassin, Mark, *Imperialer Raum/Nationaler Raum. Sibirien auf der kognitiven Landkarte Russlands im 19. Jahrhundert*, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 378.
2 Vgl. Anderson, Benedict, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983, S. 24.
3 Zum dem vielschichtigen Verhältnis von Imperien und Nationalstaaten siehe: Leonhard, Jörn und von Hirschhausen, Ulrike, *Empires und Nationalstaaten im 19. Jahrhundert*, Göttingen, 2009.
4 Vgl. Thaden, Edward C., *Traditional Élites, Religion and Nation-Building in Finland, the Baltic Provinces and Lithuania 1700-1914*, in: Branch, Michael et al. (Hrsg.), *Finland and Poland in the Russian Empire. A Comparative Study*, London 1995, S. 1.
5 Vgl. Švābe, Arveds, *Latvijas vēsture. 1800-1914 [Geschichte Lettlands. 1800-1914]*, Stockholm, 1958, S. 18.
6 *Anfänge der Baltischen Monatschrift*, in: Baltische Monatsschrift 31 (1884), S. 541-552. Auf die Entwicklung von deutschbaltischen Raumvorstellungen und der Entwicklung des Begriffs „baltisch" kann in diesem Rahmen nicht näher eingegangen werden. Siehe hierzu die Publikationen von Ulrike von Hirschhausen und Jörg Hackmann. Von Hirschhausen, Ulrike, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden in Riga 1860-1914*, Göttingen, 2006; dies., *Die Konkurrenz um Verortung. Raumentwürfe zwischen „baltischen Provinzen" und „Latvija" im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: Duhamelle, Christophe et al. (Hrsg.), *Grenzregionen. Ein europäischer Vergleich vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt/New York, 2007, S. 155-180; Hackmann, Jörg, *Was bedeutet „baltisch"? Zum semantischen Wandel des Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Erforschung von Mental Maps*, in: Bosse, Heinrich et al. (Hrsg.), *Buch und Bildung im Baltikum*, Münster, 2005, S. 15-39.
7 Vgl. von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit*, S. 351; Biezbardis, Kaspars, *Zustände und Eigentümlichkeiten in den baltischen Provinzen Russlands*, 2. Auflage, Bautzen, 1865; Valdemārs, Krišjānis, *Baltische, namentlich livländische Bauernzustände*, Leipzig, 1862.
8 *Latviešu konversācijas vārdnīca [Lettisches Konversationslexikon]*, Band X, Riga, 1933-1934, Spalten 20, 317ff.
9 „Gott schütze das baltische Land"
10 „Gott schütze Lettland"
11 Vgl. von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit*, S. 352.
12 Ebd.
13 Veinbergs, Fridrihs (Weinberg, Friedrich), *Politische Gedanken aus Lettland*, Leipzig, 1885, S. 94.
14 Kronvalds, Atis, zitiert nach: Švābe, *Latvijas vēsture*, S. 404.
15 Ebd.
16 Dinsberģis, Ernests, *Etnogrāfia*, zitiert nach: von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit*, S. 353.
17 Ebd.
18 Vgl. Wohlfart, *Der Rigaer Letten Verein*, S.202.
19 Vgl. Thaden, *N. A. Manaseins Senatorenrevision*, S. 55.
20 Vgl. Dribins, Leo, *Nationalismus als soziokulturelle Emanzipation: Die Letten 1860-1918*, in: von Hirschhausen, Ulrike und Leonhard, Jörn (Hrsg.), *Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich*, Göttingen, 2002, S. 402.
21 Reyhers, Gustav Adolf (Hrsg.), *Lantkarte no latviešu zemes [Landkarte des lettischen Landes]*, Jelgava, 1859.
22 „Atlas für die lettischen Landschulen"
23 Vgl. *Atlass Latwijas lauschu skolam [Atlas für Lettlands Landschulen]*, Jelgava, 1880, S. 11-13. Bezeichnenderweise umfasste die Darstellung „Latvijas" eine Doppelseite während „Baltija" weniger prominent nur auf einer Seite dargestellt wurde.
24 „Karte Lettlands"
25 Siliņš, M. (Hrsg.), *Latvijas Karte. Kurzeme līdz ar Vidzemes un Vitebskas gubernu latviešu [Karte Lettlands. Kurland zusammen mit den lettischen Teilen der Gouvernements Livlands und Vitebsk]*, Riga, 1890.
26 Vgl. Dribins, *Nationalismus als soziokulturelle Emanzipation*, S. 400.
27 Vgl. von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit*, S. 355.
28 „Neue Strömung"
29 Vgl. Dopkewitsch, Helene, *Die Entwicklung des lettländischen Staatsgedankens bis 1918*, Berlin,

1936, S. 13. Siehe hierzu auch: Springer, Rudolf (Karl Renner, Synopticus), *Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat*, Leipzig/Wien, 1902; Bauer, Otto, *Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie*, Wien, 1907. Für Bauer und Renner war die nationale Frage für die Sozialdemokratie aus dem Grund von Bedeutung, da die ohnehin schon bedrückende Lage eines Arbeiters in einem kapitalistischen Staat noch erschwert würde, wenn er nicht der Staatsnation angehört. Als ein Beispiel brachten sie Gerichtsverhandlungen an, bei denen einem Arbeiter die Vertretung seiner Interessen erschwert wurde, wenn er die Gerichtssprache nicht oder nur mäßig beherrschte.
30 Vgl. Dopkewitsch, *Die Entwicklung des lettländischen Staatsgedankens*, S. 17.
31 Proletariats (1903), zitiert nach: Dopkewitsch, *Die Entwicklung des lettländischen Staatsgedankens*, S. 24.
32 Vgl. von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit*, S. 356.
33 Parteiprogramm des Lettischen Sozialdemokratischen Verbands, zitiert nach: von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit*, S. 356. Inflantien bezeichnete die Gebiete mit lettischsprachiger Bevölkerung im Gouvernement Vitebsk.
34 Vgl. Lindemuth, *Die lettischen Parteien 1905*, S. 78.
35 Vgl. von Hirschhausen, *Die Grenzen der Gemeinsamkeit*, S. 356.
36 1833 wurden noch kleinere Veränderungen an der finnisch-russischen Grenze vorgenommen und weitere karelische Gebiete dem Großfürstentum angeschlossen. Bei diesen Gebietszuwächsen handelt es sich aber um keine wesentlichen für das finnische Territorium.
37 Vgl. Paasi, *Territories, Boundaries and Consciousness*, S. 85.
38 Vgl. Hecker-Stampehl, Jan, *Finnland – Teil des Nordens? Das eigene Andere auf der mentalen Landkarte des Nordens*, in: Hackmann, Jörg et al. (Hrsg.), *Die Ordnung des Raums. Mentale Landkarten in der Osteseeregion*, Berlin, 2006, S. 164.
39 Vgl. Hecker-Stampehl, *Finnland – Teil des Nordens?*, S. 163.
40 Vgl. Fogelberg, Paul (Hrsg.), *Finnland lässt sich in die Karten schauen. 100 Jahre finnischer Nationalatlas, Eine Ausstellung des Finnland-Instituts in Deutschland und der Geographischen Gesellschaft Finnlands*, Berlin, 1999, S. 9. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Grundlagen aller Finnlandkarten die dreißig „Geographischen Karten über Schweden“ von Samuel Gustaf Hermelin aus dem Jahr 1799 gewesen.
41 Vgl. Fogelberg, *100 Jahre finnischer Nationalatlas*, S. 10.
42 Vgl. *Fogelberg, 100 Jahre finnischer Nationalatlas*, S. 12. „Nationalatlanten sind Werke, die eine Zusammenfassung und Auswertung der wissenschaftlichen Kenntnisse der physischen, ökonomischen und politischen Geografie eines bestimmten Landes entsprechend dem Forschungsstand der Zeit enthalten.“ Fogelberg, *100 Jahre finnischer Nationalatlas*, S. 12.
43 Vgl. Société de Géographie de Finlande (Hrsg.), *Atlas de Finlande*, Helsingfors, 1899.
44 Vgl. Black, Jeremy, *Visions of the World. A History of Maps*, London, 2003, S. 102.
45 Vgl. *Atlas de Finlande*. Die schwedischsprachige Ausgabe erschien noch vor dem Jahresende 1899. Im Winter 1900 folgte dann die finnische Ausgabe.
46 Vgl. Hecker-Stampehl, *Finnland – Teil des Nordens?*, S. 164.
47 Vgl. Société de Géographie de Finlande (Hrsg.), *Atlas de Finlande 1910*, Helsingfors, 1911, Karte Nr. 5.
48 Société de Géographie de Finlande (Hrsg.), *Atlas de Finlande 1910. Texte, I Nature*, Helsingfors, 1911, S. 1. Der Begriff „Fennoskandia“ wurde von dem finnischen Geologen Wilhelm Ramsay 1898 erstmals aufgebracht und wandelte sich schnell von einem geologischen Begriff hin zu einem politischen.
49 Vgl. Hecker-Stampehl, *Finnland – Teil des Nordens?*, S. 164.
50 Vgl. Société de Géographie de Finlande (Hrsg.), *Atlas de Finlande*, Nr 5.
51 Vgl. Särkilax, Peder [Emil von Qvanten], *Fennomani och skandinavism, [Fennomanie und Skandinavismus] Band 1 und 2*, Stockholm, 1855.
52 Vgl. Jääskeläinen, Mauno, *Die ostkarelische Frage. Die Entstehung eines nationalen Expansionsprogramms und die Versuche zu einer Verwirklichung in der Aussenpolitik Finnlands in den Jahren 1918-1920*, Helsinki, 1965, S. 30.
53 Ebd.
54 Särkilax, *Fennomani och skandinavism*, S. 58f., zitiert nach: Jääskeläinen, *Die ostkarelische Frage*, S. 30f.

55 Vgl. Jääskeläinen, *Die ostkarelische Frage*, S. 30.
56 Das karelische Gebiet erstreckt sich im Osten Finnlands und wird durch das Weiße Meer, den Onegasee, dem Ladogasee und den finnischen Meerbusen begrenzt. Im Westen geht Karelien in die finnischen Landschaften Savo und Kainuu über.
57 Vgl. Bohn, Ingrid, *Finnland*, Regensburg, 2005, S. 159.
58 Vgl. Hovi, Kalervo, *Das Nationalitätsprinzip und die Entstehung der finnischen Selbstständigkeit*, in: Schieder, Theodor (Hrsg.), *Staatsgründung und Nationalitätsprinzip*, München/Wien, 1974, S. 57.
59 Ebd.
60 Vgl. Jääskeläinen, *Die ostkarelische Frage*, S. 29.
61 Topelius, Zacharias, zitiert nach: Jääskeläinen, *Die ostkarelische Frage*, S. 29.
62 Vgl. Paasi, Anssi, *Constructing Territories, Boundaries and Regional Identities*, in: Forsberg, Tuomas (Hrsg.), *Contested Territory. Border Disputes at the Edge of the Former Soviet Empire*, Aldershot, 1995, S. 51. Der von Finnland und der Sowjetunion erhobene Anspruch auf das karelische Gebiet führte im Winterkrieg 1939/40 und im Fortsetzungskrieg 1941 zu erbitterten Auseinandersetzungen um das Gebiet.
63 Vgl. Hecker-Stampehl, *Finnland – Teil des Nordens?*, S. 163.
64 Vgl. Hecker-Stampehl, *Finnland – Teil des Nordens?*, S. 163.
65 Jääskeläinen, *Die ostkarelische Frage*, S. 32f.
66 Vgl. Ervasti, August Vilhem, *Muistelmia matkalta Venäjän Karjalassa kesällä 1879 [Erinnerungen von einer Reise in Russisch-Karelien im Sommer 1879]*, o.O., 1880.
67 Ervasti, August Vilhem, S. 207, zitiert nach: Jääskeläinen, *Die ostkarelische Frage*, S. 33.
68 Vgl. Dribins, *Nationalismus als soziokulturelle Emanzipation*, S. 400.

KLAUS RICHTER *

Wo nichts wächst, wachsen die Pfifferlinge

Eine Reise in die litauische Dzūkija

Während sich auf der Kurischen Nehrung und in Palanga deutsche und russische Touristen am Strand und in den Dünen tummeln, ist in der Dzūkija von der Urlaubssaison nicht viel zu spüren. Dabei ist die Region im Süden Litauens, die den größten Wald und den größten Sumpf des Landes beherbergt, bereits seit langem für ihr idyllisches Landschaftsbild bekannt. „Schöne Plätze gibt es in der Dzūkija", schrieb kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein Korrespondent der litauischen Zeitung Viltis. „Die ganze Region ist wie ein wogendes, aufgewühltes Meer. Die Hügel, die Berge, die Täler. Häufig stößt man auf kleine Seen. Überall gibt es eine Vielzahl von Gesteinen; sie sind zu einer Straße zusammengrollt, von der Makadamstraße aus ins Feld führen hingegen lediglich einzelne graue Steinchen. Der Ausblick ist schön – nur selten trifft man auf versprengte Weiler und einzelne Gehöfte."

***Unweit von Kapčiamiestis befindet sich der Dumblinis-See.* © Klaus Richter**

* Klaus Richter ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung im Forschungskolleg „Antisemitismus in Europa 1879-1914".

Der Eindruck hat sich wenig verändert. Bei der Dzūkija handelt es sich um die am dünnsten besiedelte Region Litauens. Sandiger Boden und dichte Wälder machten eine extensive Bewirtschaftung des Landes unmöglich; seine Bewohner gelten entsprechend als rückständig, dickköpfig und konservativ. Erst zum Ende des 19. Jahrhunderts entdeckten Ethnologen den kulturellen Reichtum der Region, die von auswärtigen Einflüssen relativ unberührt geblieben war. Dzūkische Volkslieder begannen Liederbücher zu füllen; Forschungsreisende begeisterten sich für die Spinnfeste, die östlich des Nemunas (Memel), welcher die Dzūkija von Norden nach Süden teilt, noch bis in die 1940er Jahre hinein gefeiert wurden. Bis heute haben sich die Einwohner der Region einen starken eigenen Dialekt bewahrt.

***Die Überreste der Fassade des niedergebrannten Lichtspielhauses Voveraitė lassen erahnen, wie reich verziert dieses Kino einst war.* © Klaus Richter**

Das Tor zur Dzūkija bildet die alte Handelsstadt Alytus. Seit ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg präsentiert sich die 70.000 Einwohner zählende Kleinstadt dem Besucher in weitgehend betongrauem Gewande. Der Reisende steigt an einem kleinen Busbahnhof aus, kauft in dem Supermarkt noch etwas Proviant und wird dann seinen Weg schnell in das laubgrüne Herz der Dzūkija fortsetzen. Bis zu dem Dorf Seirijai, Geburtsort des Malers Antanas Žmuidzinavičius, geht es durch harmonische Hügellandschaften, über deren Feldern im Sommer mehr Störche staksen, als der Betrachter zu zählen vermag. Südlich von dort beginnen endlose Kiefern- und Birkenwälder. Deren Erkundung lohnt sich – je weiter man zur weißrussischen Grenze vordringt, desto friedlicher wird der Wald, desto stiller die Luft. Beeren, Pfifferlinge und

***Insbesondere in Druskininkai sind die Holzhäuser traditionell mit liebevollem Schnitzwerk und üppigen Veranden versehen.* © Klaus Richter**

Steinpilze, die noch heute eine herausragende Rolle in der dzūkischen Wirtschaft spielen, finden sich auf jeder Lichtung im Überfluss. Wer sich auf den Weg durch den von Schützengräben zerfurchten Wald macht, gelangt schließlich an ein kleines Bächlein, das zwischen Schilfrohr entlang mitten durch den Sumpf zu dem idyllischen Dumblinis-See führt. Von dort ist es lediglich ein Katzensprung bis in das kleine Dorf Kapčiamiestis. Gerade mal ein paar Dutzend Häuser stehen heute dort, wo früher der Handel blühte. Im Schatten eines Baumes steht die Statue eines zierlichen Mädchens – Emilia Plater (litauisch: Emilija Platerytė), die „litauische Jeanne d'Arc", die hier als Tochter einer polnischen Adelsfamilie geboren wurde. Im Zuge des polnischen Aufstandes von 1830/31 führte sie im zarten Alter von 24 Jahren die Aufständischen in die Schlacht gegen die russischen Herrscher. Die Litauer dankten es ihr wenig: Während in Warschau eine zentrale Straße nach ihr benannt ist, sucht man in den größeren Städten Litauens umsonst nach Erwähnung ihres Namens. Sie war polonisiert, somit keine Anhängerin der litauischen Sache, so die litauischen Nationalisten, die auf ihre Generation folgten. So fristet Emilia ihr Dasein in der friedlichen Provinz, gerade mal zehn Kilometer von der polnischen Grenze entfernt.

Träge mäandert der Nemunas durch die dzūkischen Wälder.
© Klaus Richter

Östlich von hier öffnet sich irgendwann der Wald ein wenig, und man kommt zurück an den Nemunas. An einer seiner malerischen Kurven liegt das Städtchen Druskininkai, ein Kurort mit heißen Quellen und liebevoll verzierten Holzhäusern. In einem dieser einzigartigen Häuser befand sich einst auf mehr als 500 Quadratmetern das einzige Kino des Ortes. Das Lichtspielhaus mit dem Namen Voveraitė („Pfifferling" oder auch „Eichhörnchen") war eines der letzten Holzkinos weltweit – bis es an einem Januarmorgen des Jahres 2006 niederbrannte. Schnell machten Gerüchte die Runde, es habe sich um Brandstiftung gehandelt, um das Grundstück für einen Neubau frei zu machen, wie man es so häufig aus der Hauptstadt Vilnius gehört hatte. Die Ermittlungen führten jedoch zu keinem Ergebnis und wurden bald eingestellt. Zwar beherbergt Druskininkai als Geburtsort des wohl bekanntesten

litauischen Musikers und Malers, Mikolajus Konstantinas Čiurlionis, ein Museum und sogar ein Theaterfestival, doch insbesondere die hiesige Jugend fordert vehement den Wiederaufbau des Kinos.

Hier, östlich des Nemunas, ist der Boden sandig und unfruchtbar, erstreckt sich der Dainava-Wald, der größte Litauens, fast bis nach Vilnius. Siedlungen gibt es hier nur wenige. Lediglich dort, wo schmale Schneisen durch den tiefen Wald führen, befinden sich links und rechts am Weg einzelne Gehöfte, verdichtet zu kleinen Reihendörfern. „Die Einwohner, so scheint es, sind erschöpft", schrieb der Viltis-Korrespondent über die bitterarme Region jenseits des Flusses, „neben den Hütten sieht man statt bebauter Gärten nur Wald; dieselben Hütten sind flach, windschief, ihre Fenster sind klein, dunkel, rußig." Zeitgenossen beklagten häufig die Rückständigkeit und den Alkoholismus der transnemunischen Dzūkija. „Unsere Leute trinken sehr viel Schnaps, und auch während der gesamten Gemeindeversammlungen trinken sie Bier", tadelte ein katholischer Priester 1910. „Dieses Jahr zum Advent gab es von irgendwelchen Kandidaten 25 Liter Bier. Betrunken haben die Leute dann den Verstand verloren und angefangen, sich zu hauen. Zwei wurden ins Gefängnis verbracht."

Auf einem Berg nördlich von Druskininkai befindet sich das Kloster von Liškiava, das erst kürzlich aufwändig renoviert worden ist.
© Klaus Richter

Die Abgeschiedenheit der Region hinter Wäldern und Sümpfen hatte jedoch auch ihre Vorzüge. Traditionen hielten sich länger, Riten behielten ihre Gültigkeit. Als Antanas‘ Smetonas Litauen der Zwischenkriegszeit darauf drängte, ein gleichberechtigter und moderner Staat im Herzen Europas zu werden, wurden in der Dzūkija weiter die alten Lieder gesungen und die traditionellen Spinnfeste gefeiert. Mit der letzten Ernte und dem kommenden Winter trafen sich Jungen und Mädchen auf den sogenannten Vakaronės zur gemeinsamen Innenarbeit. Für die Mädchen bedeutete das das Verspinnen des Flachses, für die Jungen hingegen Müßiggang. Die in Mitteleuropa bekannten Spinnstuben gab es hier nicht – das Flachsspinnen fand abwechselnd bei den Familien der Mädchen des Dorfes statt. Während des mėsėdis – der Zeit zwischen Weihnachten und Fasching – war die Stimmung auf den Spinnfeiern besonders ausgelassen: Während des Spinnens wurden Märchen erzählt, es wurde gesungen, und nach Mitternacht, wenn die Arbeit getan war, wurde getanzt. Zu einem jähen Ende kam der Frohsinn dann zur Fastenzeit, wenn die Spinnsaison zum Ende kam und die Websaison begann.

Auf dem Weg nach Norden läuft die Dzūkija langsam aus. Kiefernwälder werden zu einzelnen Bäumen, Bäume zu Büschen, Büsche zu kahlen Hügeln, Hügel zu flachem Land. Zurück in der mittellitauischen Tiefebene. Nach dem saftigen Grün und der Ruhe der dichten dzūkischen Wälder wirkt das Grau der Plattenbauten in Alytus noch abweisender als sonst. Überhaupt erscheint die kleine Stadt stark verändert. Es scheinen plötzlich mehr Busse zu sein, die im Busbahnhof ein- und auslaufen, die kleinstädtische Geräuschkulisse ist zu urbanem Lärm angeschwollen, die Menschen eilen hektisch durch die Straßen, schauen auf ihre Uhren und sprechen gehetzt in ihre Mobiltelefone. Und plötzlich erscheint Alytus dem Reisenden kaum weniger großstädtisch als Hamburg oder Warschau.

OANA SÎNZIANA PĂLTINEANU *

During the War, Before the Marriage

All this actually happened. Yet how it really was can now only be approximated. It was more than sixty-two years ago, or about eighteen years from her birth, in an Orthodox family, in interwar Romania, latitude 46, longitude 27. On May 21, 1930, when the water broke, her mother was still convinced that she would give birth to her first born child through her armpits. Or so the legend runs in the family, from generation to generation, and I am dutifully passing it down to you. At this very moment, the first born looks at me with her light blue eyes, and the camera records in a Saturday afternoon light a strange flicker in her right eye due to recent eye surgery. Obeying the first rule of the "Vow of Chastity" proposed by Dogme '95, no props or sets were brought into her living room during shooting. The setting consists of an armchair and a few scattered files, documents, and typed poems, forming a semicircle on the floor. The walls are dusty yellow, the door is left open, the street noise remains in the background. The interview takes place on the fifth floor of a communist block of flats, in a common place with common people, with a replica of the Little Mermaid.

(the view is cinematic)

The woman in front of me, sitting slightly bent forward on the armchair, is now eighty years old. When I initiate flashbacks, there's almost a metallic quality to her eye quivering. Her eyes respond faster than her voice, her thoughts follow a set of narrative patterns to go back to the Second World War and its aftermath. In 1944, the year of the refuge, the entire family traveled by train to Lipova, where they remained from March to September. Afterward, she alone moved to Bucureşti and stayed with her aunt and her first husband, Boris – a discreet individual in the family portrait, remembered for his Russian name and for his gift of music. Fifteen years old at the time, she finished the eighth grade in the capital city, at "Domniţa Bălaşa Brâncoveanu" high school. The enrollment at this institution started with a fraud. When she retells the incident, the camera records a cheerful glimmer in her eyes, as if

* Oana Sînziana Păltineanu is a doctoral student at Central European University in Budapest.

she were saying "I was an ingenious and determined girl." In the fall of 1944, the applicant had forged a letter from the Ministry of Education and admitted herself to that school. The forgery was clumsily committed, with the right hand of a teenage girl that used new ink and a blade to make the official letter read, "This candidate is to be admitted even if the number of places available is exceeded." This brave act of fraudulence had not only turned the subordinate clause in the applicant's favor, but it also enabled her to get her first job as a typist a few years later, after the war, due to the fact that she had learned typing and shorthand at that school, in Bucureşti. By that time, however, she had to describe herself in more appropriate terms. "Endowed with democratic abilities," the interviewee would write in a letter, "I am politely requesting to keep my job as a typist, despite the fact that I am not yet eighteen years old." And so the job was hers for a little longer, until 1949, when she was asked to resign for religious and political reasons. She shook her head. "This is a difficult story," she muttered, her voice fading, as if fearing the bad timing of a digression.

(an ambulance siren)

After living in Bucureşti for almost a year, with her aunt and Boris, she returned to Iaşi and continued her studies at a commercial high school for girls only. It was her parents' ambition to see her getting a good job as soon as possible and the commercial profile of the school, as well as the student fee, matched their idea of the daughter's future: accountant at the train station. Meanwhile, the war had decided otherwise and the urgency of getting a job turned her into a typist. Having seen some of the documents she typed and the transcript of records from high school – all lying in a semi-circle on the floor – I can testify that neither typist nor accountant were the appropriate professions for the eighteen-year old.

(picture a blurred image of the war)

She remembers the last few years of high school, before she got married in October 1948, as dancing years. The first ball she attended was in a village, close to where her husband-to-be was living. They didn't know each other then, they didn't meet at that ball either, and the love story that is left from those few teenage years does not quite concern him. This scene had to be cut. (a picture of the green box on the top shelf) This first ball she attended was organized in a village school. "The

situation is clear," she explains. "The school has two main rooms and the hallway in between serves as a bar. The 'intellectuals' go dancing in the room on the left, the 'peasants' on the right." In the hallway, a student is nervously pushing a chair against the wall with his leg time and again – the hallway rhythm is a schizophrenic mix of waltz, tango, and horă.

In the city, however, they deal the cards differently.

© Oana Sînziana Păltineanu

In Iaşi, after the war, balls were hosted on occasion at the flamboyant, neo-gothic Palace, where not only high school and university students would come, but also the rank and fashion of the city. That one time when she went to the ball at the Palace, she received all these postcards as tokens of affection from suitors. The custom was to offer a postcard to the one courted. The greatest number of postcards received would determine the queen of the ball, and in turn, she would choose the king of the ball and dance together the queen's waltz in the sumptuous ball room. The ball would usually end at daybreak.

(looking at the camera, she grabbed the green box and closed it)

"Many such balls I attended and I have lots of other stories to tell, but more than enough is too much," she murmured and shied away. Her gleeful voice became slightly irritated. "I was not necessarily looking for a man to marry, on those occasions. It was a new world to me and I loved dancing. The conditions to marry a man – the conditions that my parents imposed – were two: the young man had to be enrolled at university and he also had to fulfill his military service." There was a long pause in the discussion, initiated by the annoying ring of the phone, which she did not pick up.

All these young and hungry people had survived the war. They ate dog meat and bread with sawdust, they knew little of politics and romanticized their adolescence.

(the camera is shaking)

The questions are now different, yet the layers of the past seem to be made of brick. The answers are built in. Behind the wall, there's a boiling kettle. The mother pours the hot water into a small tub and bathes the smallest baby, then the next one, and the last one. In the same water, the father washes himself and the mother does the same. Once a week, always at the end of the week. Everything was used and reused – fabrics, water, shoes... There were no dancing shoes, only public bathhouses for common people. The railway company had a public bathhouse for its employees and family and it was free of charge. That's where she would go for a steam bath and a shower, together with her much younger brother and their mother. Usually, on Wednesdays. "Aaron also had a public bathhouse. My mother preferred his, because of the steam quality, but we had to pay so we didn't go there often." In the steam "amphitheater," the sturdy ones would sit on a board closer to the ceiling – "See, my mother, she was up there, holding a bunch of oak leaves she used for some sort of medical reason." The worker would come in every now and then to pour water over the heated stones in the oven. After showering, the clean customer could lie down for a while in bed.

(white sheets)

After she married and moved to Bacău, the family lived without a bathroom in the house for another fifteen years. The boiling kettle and the brick wall of the war period were transformed during communism. The kettle ritual would sometimes be performed at candle light, fault of electricity and hot water, whereas the brick wall would multiply greatly and ears would grow on them like ivy.

© Oana Sînziana Păltineanu

Insight Into Everyday Life – Romania[*]

Braşov

* A series of photos by Carmen Prisecaru, Romania. For all photos © Carmen Prisecaru.

adevărul
ABONEAZĂ-TE

Miercurea Ciuc

Poiana Teiului

Braşov

Vom Badestrand zur Tierklinik: Einblicke in die litauische Wirklichkeit[*]

Unter dem Titel „Fokus Litauen. Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie seit 1960“ präsentierte das Stadtmuseum Münster vom 16. Mai bis 03. Oktober weit über Hundert Aufnahmen litauischer Künstler. Im Zentrum standen dabei die Serien von elf Fotografen. Durch eine gelungene Komposition gelang es, die einzelnen Stile der Fotografen in ihren Serien besonders hervorzuheben.

Algimantas Kunčius, Aus der Serie *Am Meer*, Juli 1977.
© Stadtmuseum Münster, Ausstellungskatalog: Rommé, Barbara (Hrsg.), „Fokus Litauen. Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie seit 1960“, Münster, 2010.

Neben Antanas Sutkus, Aleksandras Macijauskas und Algimantas Kunčius waren auch Fotografen der jüngeren Generation wie Algimantas Aleksandravičius und Artūras Valiauga zu sehen. Die differenten Stile und Interessen der einzelnen Künstler erlaubten so vielfältige Einblicke in die litauische Wirklichkeit, von der sowjetischen Zeit bis in die Gegenwart. Dabei trafen Motive der Lebensfreude wie bei Algimantas Kunčius in seiner, sich über mehrere Sommer erstreckenden Serie „Am Meer“ auf die dörfliche Tristesse der postkommunistischen Ära bei Rimaldas Vikšraitis oder auf den – für den Betrachter erschütternd wirkenden – Alltag einer Tierklinik bei Aleksandras Macijauskas. Mit den Serien von Kęstutis Stoškus und Vytautas Balčytis wurden dem Betrachter ferner zwei ganz entgegen gesetzte Perspektiven von Vilnius eröffnet: die gestochen scharfe Architekturfotografie bei Stoškus mit Aufnahmen der Kathedrale und Blicken auf die

* Eine Besprechung von Nadja Matusche und Benjamin Naujoks, Köln.

Altstadt trifft auf die kleinformatigen, changierenden Bilder in der Dämmerung mit einem Fokus auf sowjetische Hinterlassenschaften im Stadtbild. Ebenso spürte die Ausstellung aktuellen Trends nach, vertreten durch Künstler wie Artūras Valiauga mit seinen japanisch-litauischen Bildreportagen der Serie „Japanmix".

Sehr persönliche Einsichten gewährten die Serien von Antanas Sutkus und Algimantas Aleksandravičius. Ersterer vermittelt den sowjetischen Alltag besonders eindrücklich durch eine Reihe von Aufnahmen mit Kindern – vom Pionier zum ersten Motorrad. Aleksandravičius hingegen porträtiert litauische Künstler und Literaten, zum Teil mit einem Blick hinter die Fassaden.

Algimantas Aleksandravičius, *Der Theaterregisseur Oskaras Koršunovas*, 1995. © Stadtmuseum Münster, Ausstellungskatalog: Rommé, Barbara (Hrsg.), „Fokus Litauen. Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie seit 1960", Münster, 2010.

Selten ergibt sich die Gelegenheit, eine Ausstellung mit einer derartigen Bandbreite an Künstlern und in dieser Vielfalt an Motiven litauischer Fotografie in Deutschland sehen zu können. Gerade diese Zusammenschau verdeutlichte erst den Kontrast von Vergangenheit und Gegenwart, eingefangen insbesondere durch die generationenspezifischen Blickwinkel der Fotografen. Der an Osteuropa interessierte

Besucher verließ die Ausstellung sicherlich mit einem Gefühl der Freude über eine derartige Rarität wie die von Sutkus eingefangene über ein Motorrad.

Antanas Sutkus, *Das erste Motorrad*, 1972.
© Stadtmuseum Münster, Ausstellungskatalog: Rommé, Barbara (Hrsg.), „Fokus Litauen. Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie seit 1960“, Münster, 2010.

Die Ausstellung „Fokus Litauen. Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie seit 1960“ war vom 16. Mai bis 3. Oktober diesen Jahres im Stadtmuseum Münster zu sehen. Hierzu ist der gleichnamige Ausstellungskatalog „Fokus Litauen, Meisterwerke der Schwarz-Weiß-Fotografie seit 1960“, herausgegeben von Barbara Rommé, erschienen.

„Ni gaie, ni triste" – der Unwille, sich vereinnahmen zu lassen[*]

Die rumänische Dichterin und Übersetzerin Nora Iuga, 1931 in Bukarest geboren, hat bereits die Nobelpreisträger Günter Grass und Herta Müller übersetzt. Insofern verwundert es nicht, dass sich ihr soeben auf Deutsch erschienener Roman „Die Sechzigjährige und der junge Mann" streckenweise wie eine in wunderbar poetischer Sprache erzählte rumänisch-deutsche Literaturgeschichte liest. Neben bekannten deutschen Autoren tauchen auch hierzulande wenig bekannte Figuren wie die rumänischen Literaturkritiker George Călinescu und Tudor Vianu oder die deutschrumänischen Schriftsteller Rolf Bossert und Werner Söllner auf. Und immer wieder Paul Celan, in dessen Tradition Iuga als Mittlerin zwischen der rumänischen und der deutschen Sprache steht. Und auch sonst erscheint die Protagonistin Anna, eine alternde Dichterin, die die Geschichte ihres Lebens einem deutlich jüngeren Mann erzählt, als stark autobiographisch geprägte Figur. Wie Iuga wurde sie in den 1930er Jahren geboren und hatte Germanistik studiert, wie Iuga erhielt sie als Dichterin unter Ceaușescu ein jahreslanges Veröffentlichungsverbot.

Im „grünen Blick" des jüngeren Mannes, der ebenfalls Schriftsteller ist und auf Anna eine starke erotische Anziehungskraft ausübt, erzählt Anna von der Nachkriegszeit, von der Diktatur und von der Revolution von 1989. Geprägt war ihr Leben in höchstem Maße von der innigen Freundschaft und später dem scharfen Gegensatz zu der Hungarorumänin Terry Kövary, die wie sie Schriftstellerin wird, dabei jedoch kalkulierender und ambitionierter vorgeht. Terrys politisches Engagement für deutschrumänische Dissidenten sieht Anna mit Argwohn und dem Verdacht, dass „sie diese Dinge nicht ganz selbstlos tat", sondern sich vielmehr „einen gemütlichen Platz in der Gesellschaft von morgen sichern" wolle. Der stets unangepassten Anna hingegen widerstrebt jegliche Festlegung; sie ist von dem Durst nach Erfahrungen geleitet. Als Terry mit der Begründung, das System von innen heraus verändern zu wollen, in die Partei eintritt, beantragt Anna prompt ebenfalls die Mitgliedschaft: „Ich zögerte nicht lange und sagte mir, wie wär's, wenn ich auch

* Eine Besprechung von Klaus Richter, Berlin.

das noch täte."

Dissidenten übten auf Terry wie auf Anna „eine unwiderstehliche Anziehungskraft" aus – dennoch verwahrt sich Anna ihrem Zuhörer gegenüber davor, sich selbst als Dissidentin gefühlt zu haben. Sie schimpft gegen die Pressefreiheit und begründet Massenmorde und Katastrophen mit der Notwendigkeit Gottes, „hin und wieder Ordnung in seinem Haus zu schaffen". Dass Annas Beharren darauf, keine Dissidentin gewesen zu sein, möglicherweise vorgeschoben ist, wird jedoch dem Leser zu dem Zeitpunkt klar, als sie die Zeiten der Diktatur verlässt und über das nachrevolutionäre Rumänien spricht. Terry gibt nach der Revolution das Schreiben auf und tritt der Partei der ungarischen Minderheit bei – sehr zur Missbilligung Annas, die überhaupt dem neuen Rumänien wenig abgewinnen kann. Die politische Elite befindet sie für opportunistisch, den Präsidenten Ion Iliescu für den Repräsentanten eines unheilvollen Nationalismus und die Revolution für einen Staatsstreich.

Weitet man den Blick geographisch aus, dann sind bedeutende Teile der Dissidentenbewegung nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs" von den Regierungen der Nachfolgerstaaten absorbiert worden – Aleksandr Solženicyn sei nur als bekanntestes Beispiel genannt. Vielleicht ist aber gerade der ein wahrer Dissident, der wie Anna „*ni gaie, ni triste*" ist – ein kritischer, sich politisch nicht vereinnahmen lassender Geist, der Regime- und Systemwechsel überdauert, der sich nicht arrangiert, sondern auf Missständen beharrt, der politisch ist, ohne sich politisieren zu lassen. Ein Geist, wie er möglicherweise unter Schriftstellern und Künstlern überproportional oft anzutreffen sein mag. Wenn die Erzählerin gegen Ende des Romans plötzlich zu Nora Iuga wird und enthüllt, dass nicht nur der junge Mann, sondern auch alle weiteren Personen – Anna eingenommen – Geschöpfe ihrer Fantasie seien, aus den Eigenarten und Erfahrungen zahlreicher Personen zusammengesetzt, dann glaubt man ihr dies daher nur halb: Zumindest Anna scheint zu einem sympathisch großen Anteil Iuga selbst zu sein.

Nora Iuga, Die Sechzigjährige und der junge Mann*, aus dem Rumänischen von Eva Ruth Wemme, 192 S., erschienen bei Matthes & Seitz, Berlin, 2010, 16,80€.*

Sofja Tolstaja, oder: wenn Frauen über Frauen schreiben[*]

Fast hundert Jahre sind nun vergangen, seitdem der berühmte russische Schriftsteller Lew N. Tolstoj am 7. November 1910 starb. Zum 100. Todestag erscheinen derzeit zahlreiche Neuauflagen seiner Werke sowie eine Reihe von Neupublikationen, die sich mit dem Leben des Schriftstellers befassen. Aber das Interesse gilt nicht nur dem Leben des Schriftstellers in sämtlichen Ausgaben, sondern es finden sich unter den Neuerscheinungen auch einige, die sich dem Leben des Ehepaars Tolstoj oder sogar seiner Frau Sofja A. Tolstaja annähern.

Eines eben dieser Bücher ist gerade unter dem Titel „Sofja Tolstaja. Ein Leben an der Seite Tolstojs" erschienen, verfasst von den Berliner Slavistinnen Ursula Keller und Natalja Sharandak. Diese im Insel Verlag erschienene Biografie der Schriftstellergattin umfasst rund 364 Seiten, inklusive einer Bibliographie und eines Endnotenapparates. Das in sieben Kapitel unterteilte Buch enthält zudem einen Bildteil. Auf rund 19 Seiten sind unterschiedliche Fotos der vielen Familienmitglieder Tolstojs in den verschiedensten Lebenssituationen zu finden: Sofja mit den Kindern Sergej und Tatjana, Lew bei der Arbeit und im Kreis der Tolstojaner usw. Die zahlreichen Abbildungen leisten dem Leser nicht nur enorme Hilfe bei der Vorstellung einzelner Personen und deren Alltagsleben und Umgebung, sondern verleihen diesem das Gefühl, das Ehepaar Tolstoj beim Altern zu beobachten.

Auch in Sachen Lesefluss erweist sich die Biographie Sofjas als äußerst gelungenes und lesenswertes Buch. Denn selten liest man mit so viel Freude und Spannung „eine Geschichte", von der man – wie in solch berühmten Fällen – eigentlich schon im Voraus weiß, wie diese enden wird. „Wohl kaum eine Ehe ist so gut dokumentiert wie die fast fünfzigjährige Ehe der Tolstojs. Die Tagebücher, autobiographischen Notizen, Briefe und Erinnerungen der beiden Ehepartner, ihrer Nachkommen und Zeitgenossen füllen Bände." (S. 11) Dennoch gelingt es den beiden Autorinnen, ein anderes Licht auf das Leben dieses Paares zu werfen. Im Gegensatz

* Eine Besprechung von Natalia Fredrich, Köln.

zu den meisten Biographen Tolstojs, die blindlings die egoistische und eigensinnige Sichtweise des Schriftstellers übernehmen und Sofja Tolstaja als Inbegriff der „schlechten“ Schriftstellergattin darstellen, gelingt es dem Autorenduo Keller/Sharandak, die Lebensgeschichte einer Frau zu erschaffen, welche von einem besseren Leben für sich und ihre Liebsten träumt und in diesem Sinne handelt.

Bereits vor der Hochzeit verbrennt Sofja ihre Erzählungen und opfert sich hingebungsvoll dem Talent ihres Gatten. Allein hunderte von Seiten der berühmten Romane „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ überträgt die junge Gräfin Tolstaja in schlaflosen Nächten in die Reinschrift. Sie verschönert das Haus, um ein gemütliches Zuhause für sich und ihre Familie zu erschaffen. „Bis das Silber aus meiner Aussteuer gebracht wurde, aßen wir mit einfachen Gabeln aus Eisen und überaus altertümlichen Silberlöffeln, von denen Stellenweise das Silber abgeplatzt war. Ich stach mir, da es so ungewohnt war, des Öfteren beim Essen in die Lippen.“ (S. 59) Überhaupt wurde die junge Gräfin auf dem Landgut Jasnaja Poljana nicht verschont: „Wenn der Koch krank oder betrunken war, kochte ich selbst und konnte danach vor lauter Müdigkeit – schließlich war dies für mich ungewohnt – nichts mehr essen…“ (S. 58)

Im Laufe der Jahre übernimmt Sofja aber zunehmend mehr Aufgaben und Pflichten, sie kümmert sich nicht nur um den Familienbesitz und führt die Buchhaltung, sie behält ebenfalls die Rechte für die Herausgabe von allen bis 1881 erscheinenden Werke ihres Mannes. Sofja kämpft zusehends mit den seltsamen und eigenartigen Einsichten ihres Ehegatten. Dieser Kampf vergiftet nicht nur die ohnehin schon schlechte Atmosphäre in der Familie, er spaltet diese in zwei Lager und macht das Zusammenleben für beide Partner unerträglich. Die zahlreichen Verweise auf die Tagebucheinträge – nicht nur der beiden Ehegatten, sondern auch der Kinder und einiger Freunde der Familie – helfen das Geschehen im Hause Tolstoj aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Die letzten Kapitel des Buches erscheinen dem Leser nahezu übersät von zahlreichen Drohungen Lews, Sofja zu verlassen, einigen ihrer daraufhin verzweifelt unternommenen Versuche, sich das Leben zu nehmen und ihren – beinahe rituellen – Briefen der Versöhnung oder Tagebucheinträgen an einander. Und doch traf das Schlimmste zu…

Die Umschlagabbildung des vorliegenden Buches zeigt das Speisezimmer der Familie Tolstoj: einen Tisch, bedeckt mit weißer Tischdecke, eine Fruchtschale mit grünen Äpfeln, eine Tasse und den Samowar. Im Hintergrund, auf der blauen Wand, hängen die Ölportraits der beiden Hauptartisten: Lew N. Tolstoj bei der Arbeit, mit einem dunklen Bücherregal im Rücken und Sofja A. Tolstaja, in einem Sessel vor einer hellen Wand sitzend. Allein bei der Betrachtung des Covers kommt einem der Gedanke nahe, dass dieses Buch die Frau Sofja in einem positiven Licht darstellt. Was wohl auch daran liegen dürfte, dass dieses schwere Schicksalslos so einfühlsam und lebendig ausgerechnet von zwei Autorinnen erzählt wird. Empfehlenswert und unterhaltsam zu lesen ist diese Biographie in jedem Fall!

Ursula Keller, Natalja Sharandak, Sofja Tolstaja – Ein Leben an der Seite Tolstojs*, 361 S., erschienen bei Insel Taschenbuch, Berlin, 2010, 12,00€.*

Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird – oder etwa doch?[*]

Auch wenn es auf den ersten Blick so scheint, handelt es sich bei diesem Buch von Alina Bronsky nicht um eine Sammlung tatarischer Kochrezepte. Nichtsdestotrotz geht es in diesem Roman, auch manchmal wortwörtlich, heiß her. Bronsky lässt Rosalinda, eine junggebliebene Frau, die nicht nur auf ihr Äußeres, sondern auch auf das Wohlergehen ihrer Familie streng achtet, die Geschichte erzählen, welche vom ständigen Kampf um ein besseres Leben handelt.

Rosalinda versucht durch selbstbewusstes Durchsetzungsvermögen den sowjetischen Umständen zu trotzen und ihrem tatarischen Ursprung treu zu bleiben. Dies spiegelt sich vor allem in ihren sprachlichen Wendungen wider. So möchte sie ihre Enkelin Aminat, nach ihrer Großmutter, und nicht Anna, ein häufiger russischer Name, nennen. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund und weist auch ihren Mann immer wieder zurecht. Sie nennt ihn „einen Faschisten", einen Mitläufer. Selten sagt sie etwas Nettes über ihn. Noch drastischer geht sie allerdings mit ihrer Tochter, später auch mit ihrer Enkelin um. Oft stellt sie Sulfia, die einzige Tochter, als dumm und hässlich, deshalb auch als „heiratsunfähig", dar. An einigen Stellen geht ihre Strenge sogar so weit, dass sie auch nicht davor zurückschreckt, sie durch Schläge zur Vernunft zu bringen.

Der Sprachstil ist offen, direkt, erbarmungslos, aber auch amüsant und pfiffig. Teilweise läuft die Erzählung einem jedoch davon. Die Erzählzeit überschlägt sich, die erzählte Zeit bleibt fast auf der Strecke und kommt nicht nach. Die Sätze sind oft kurz, abgehackt, manchmal sogar ohne Satzsubjekt. Dessen ungeachtet ist es unterhaltsam. Erbarmungslos ist allerdings auch die Handlungsweise der Protagonistin Rosalinda. Die Abtreibung von Sulfias ungeborenem Kind ist erschütternd. Es bildet sich ein Kloß im Hals, wenn beschrieben wird, wie blutig die Prozedur verläuft. Rosalinda hat ihre eigenen Konventionen und ist rücksichtslos ihren Mitmenschen gegenüber. Trotzdem, oder gerade deswegen, bekommt sie fast

* Eine Besprechung von Adelaida Čović, Köln.

immer das, was sie möchte. Die Meinung anderer interessiert sie äußerst wenig, denn sie hat ihre eigenen Maßstäbe. Ständig sieht sich Rosalinda vor neuen Hürden stehen. Sie kämpft wie eine Löwin, für sich, aber auch für ihre Familie. So erkennt man durchaus Herzlichkeit in Rosalinda, eben nur nach ihrem Maßstab dosiert.

Der Kampf, vor allem der Wille dieser Frau, zieht sich durch das gesamte Buch. Ihre Einfälle sind originell und nicht selten erfolglos. So ist man fast gezwungen, ein Kapitel nach dem anderen zu verschlingen, um zu erfahren, wo diese schicksalhaften Leben noch enden werden. Ein schönes, unterhaltsames, besinnliches Buch für verregnete Herbsttage.

Alina Bronsky, Die schärfsten Gerichte der tatarischen Küche*, 336 S., erschienen bei Kiepenheuer & Witsch, Köln, 2010, 18,95€.*

Russland und der Yeti[*]

„Die Waldbrände haben den Schneemenschen gezwungen, aus dem Altai-Gebiet in die Kusbass-Region zu emigrieren: Dort nehmen die Yetis nun den Bären das Futter weg, sie stehlen Haustiere und Vieh.“[1]

Welch ein Schock! Haben die Waldbrände in diesem Sommer noch mehr Schäden angerichtet als gedacht? Sind neben der Vernichtung großer Waldbestände und Dörfer nun noch weitere Opfer zu beklagen? Was zunächst grotesk und aberwitzig erscheint, ist dennoch eine aktuelle und hochoffizielle Pressemitteilung. Noch mehr erstaunte mich, dass ich erst vor kurzem mit dem „russischen Yeti-Thema“ in Berührung gekommen bin, als ich den ebenfalls 2010 erschienen Roman von Olga Martynova „Sogar Papageien überleben uns“ gelesen habe. Bisher war mir nicht bewusst, welch scheinbar große Rolle der Yeti für Russland spielte und noch spielt.

In diesem Roman trifft die Protagonistin Marina auf ein Aussteigerpaar – allerdings nur in den Sommermonaten, ansonsten studieren beide in Moskau – welches an einer wissenschaftlichen „Expedition auf der Suche nach einem Schneemenschen“ (S. 68) beteiligt war, die jedoch anfangs erfolglos verlief. Später konnte die Frau jedoch berichten, dass sie einem Yeti begegnet sei und nicht nur das – dieser habe ihr auch noch aus einer Grube heraus geholfen.

Die Hauptperson – Marina, eine Doktorin aus Petersburg – reist 2006 nach Berlin, um auf einem Kongress über den Schriftsteller Daniil Charms zu referieren. Während der Fahrt nach Deutschland erinnert sie sich immer wieder fragmentarisch an ihre alte Jugendliebe Andreas, einen deutschen Studenten, die nun bereits 20 Jahre zurück liegt. „In einer nicht mehr existierenden Welt, in einem nicht mehr existierenden Staat, in einer so nicht mehr existierender Stadt.“ (S 12)

* Eine Besprechung von Nadja Matusche, Köln.

Die assoziativen Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit und Erlebnisse – analog sind die Kapitel des Romans eingeteilt – werden durch zahlreiche amüsante Episoden geschmückt, die mehrere Zeitebenen streifen. So wird eine unglücklich verlaufene Liebesgeschichte durch historische und literarische Inhalte bereichert. Komplexe Ereignisse können dank des dargestellten Erinnerungscharakters in den „Zeitfluss" (S. 7) integriert werden, ohne trivial zu wirken, so das Schicksal russischer Literaten während der Terrorjahre, die Belagerung Leningrads während des Zweiten Weltkrieges, die „Dinge des sowjetischen Lebens" (S.15), die Zeit der „Perestroika", das Leben russischer Hippies und Stundenten, insbesondere Slavistik-Studenten, zeitgenössischer Prosaiker sowie des „unverwesliche Lamas" (S. 156) in einem buddhistische Klöster in Dazan.

Olga Martynova ist ein humorvoller und bildstarker Roman gelungen. Sie reist mit einer wunderbaren Leichtigkeit durch die verschiedenen Zeitstufen, Städte und Länder und spannt so den Bogen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Außerdem zeigt der Roman liebevoll die Unterschiede zwischen Russen und Deutschen, damals wie heute, welche jedoch nicht unüberwindbar sind, zumindest auf zwischenmenschlicher Ebene. Die zum Teil skurrilen Erlebnisse zeugen aber letztlich von der Suche nach der eigenen Identität in einer Zeit, in der „die Welt ihre alten Farben abgelegt und sich mit neuen geschmückt [hat]." (S. 101)

Die traurige Prognose: „bald wird sich in Russland nur noch der Schneemensch herumtreiben" (S. 73), scheint noch schlimmere Ausmaße angenommen zu haben, wenn dieser nun schon ins Exil auswandert.

1 Offizielle Mitteilung der Verwaltung des Gebiets Kemerow, zitiert nach: http://www.tagesschau.de/schlusslicht/yeti104.html, abgerufen am 15.10.2010.

Olga Martynova, Sogar Papageien überleben uns*, 208 S., erschienen beim Literaturverlag Droschl, Graz, 2010, 19,00€.*

Yesterday, Love was such an easy game to play[*]

„Allein im überheizten Zimmer, kannst du schließlich in deine *Welt hinabsteigen, in* deine *Wahrheit, in all das, was tief und rätselhaft in dir drinsteckt, wenn du dazu fähig bist, mit dem gleichen Mut dem Widerwärtigen und dem Erhabenen, der Katastrophe ebenso wie der Läuterung, dem Erzengel wie dem Krüppel zu begegnen…" (S. 42f.)*

Die Schatten der Vergangenheit, wer kennt sie nicht?!? Über eine solche, teils fatale Reise in die eigene Erinnerung berichtet der Erzähler Victor – ein vierundreißigjähriger, rumänischer Schriftsteller – seinem imaginierten Alten Ego in einem Text. Diese große Reise als Selbstanalyse in Textform erscheint ihm als letzte Chance, leidet Victor doch nicht nur an Neurosen, sondern vor allem an etwas in sich selbst, seiner verstellten Erinnerung. Die Haupthandlung beginnt 1990 in Bukarest, das scheinbar prägendste Ereignis liegt jedoch bereits siebzehn Jahre zurück: eine Reise ins Ferienlager nach Budila. So kreuzen sich die Erzählebenen immer wieder, ohne sich wirklich zu überlagern. Vergangenheit als Erinnerung und Gegenwart als Suche nähern sich im Laufe des Romans immer weiter an.

Zentrifugal scheint die Handlung über weite Teile des Werkes um Lulu, einen früheren Mitschüler, zu kreisen. Schnell wird klar, dass dieser in der Adoleszenz Victors etwas Entscheidendes, Verwirrendes auslöste. Lulu selbst leitet hingegen mit seinem eigentlichen Auftauchen – als Frau verkleidet – das letztes Viertel des Textes ein und ist sogleich entlarvt. Als eine Chimäre für eine viel tiefgreifendere Erkenntnis.

Der Leser muss diese drei Viertel mitgehen, durch- und aushalten, auch und vor allem, um den suchenden Mitdreißiger Victor zu verstehen und sich mit ihm zu erinnern. Zwar stehen anfangs die Erzählebenen noch eher nebeneinander, die Unmittelbarkeit des Erzählten, eine sich rasch steigernde Erinnerung und die

* Eine Besprechung von Benjamin Naujoks, Köln.

übergroße Dichte an Bildern befördern den Lesegenuss allerdings mit einer unglaublichen Dynamik. Der Erzähler verliert sich zusehends in changierenden Erinnerungen, bestehend aus realen Erlebnissen und Traum- und Wahnvorstellungen. Phantasmen schmücken das Bild: von Beschreibungen Bukarests über Landschaftsbilder, von Motiven des Garten Edens bis hin zu einer wahren Sintflut überdimensionaler Spinnen. Es kommt zur Steigerung der Neurosen, gipfelnd in einer Klimax freigelegter Erinnerung, kathartisch aufgehend in der Lösung eines alten, verschwiegenen Rätsels der eigenen Jugend. So lösen sich in einem wahren Fanal an Sexualität, Ekel und Rausch sublimierte Erinnerung und gegenwärtige Analyse in Kongruenz auf, ohne jedoch ein abruptes Ende zu finden. Der Erzähler rundet den Text an seinen gleichnamigen „Freund" mit der heilsamen Erkenntnis ab, dass Vergangene als abgeschlossene Erinnerung zurücklassen zu wollen.

Ein grandioser, psychoanalytisch anmutender Roman über die Zweifel menschlicher Identität. Aber auch über die Suche und die ewige Sehnsucht nach dem perfekten, universalen Hypertext. Wie viel Autobiographisches in diesem Roman steckt, verrät Cărtărescu dem mit sich selbst zurückgelassenen Leser nicht, gleichwohl er einige Hinweise versteckt. Nicht ohne Grund findet sich gleich auf der ersten Seite der Name Dalís – ein surreales Meisterwerk rumänischer Literatur, in ausgezeichneter Übersetzung von Ernest Wichner.

Mircea Cărtărescu, Travestie*, aus dem Rumänischen von Ernest Wichner, 171 S., erschienen bei Suhrkamp, Berlin, 2010, 17,90€.*

Sammelrezension: Wilhelm von Humboldt als Großwesir der Sonntagsrede[*]

„Wirkliche Universitäten sind subversiv, sie korrumpieren, sind gefährlich und noch dazu kosten sie viel Geld. Doch eine weitaus größere Gefahr – und weitaus höhere Kosten – gehen von einer Gesellschaft aus, in der niemand weiß, was es heißt, wirklich frei zu sein.“[1]

Wie ein Feigenblatt soll die gegenwärtige Humboldtrezeption die Narbe der Kastration verdecken. Dabei kennt die Literatur über Wilhelm von Humboldt Wegmarken, die von bleibender Bedeutung sind. Zu ihnen zählt zunächst die 1856 erschienene Biographie von Rudolf Haym. Als liberales Mitglied der Paulskirche war Haym vielleicht der letzte, der sich Humboldts Ideen gänzlich zu eigen machte. Ebenso klassisch wie einfach teilte er Humboldts Lebensweg in die Phasen Selbstbildung, staatsmännische Wirksamkeit und Zurückgezogenheit ein. Im Grunde brachte er Humboldt auf die Formel: Von keinem Alter.

Dieses Axiom zerbrach 1927, als S.A. Kaehler seine Untersuchung über Humboldt und den Staat herausbrachte. Das bisherige Idyll fiel zusammen, da Kaehler Humboldt systematisch entzauberte, seine Genusssucht vorführte, die „Verbindung von Wollust und Grausamkeit“ (S. 65), und nicht zuletzt die „Neigung zum Egozentrismus“ (S. 66) . Es ist daher kein Wunder, dass Kaehler Humboldt auch in der Politik als gescheitert ansah. Nach Lektüre dieses Buches wirkt es erstaunlich, wie dem 19. Jahrhundert eine derartige Idealisierung gelang.

Die Biographie ist ein schwieriges Genre. Obschon beim Publikum populär, gelingt es den Verfassern nur selten, Treiben und Getriebensein gleichermaßen abzubilden: Viel Beschreibung, wenig Begründung. Das lässt sich auch von M. Geier sagen. Noch dazu lädt sich der Verfasser das Problem auf, in seiner Doppelbiographie der Gebrüder Humboldt Wilhelm und Alexander ausgewogen aufeinander zu beziehen. Hier steht erst der ältere Wilhelm im Vordergrund, dann der tatendurstige

* Eine Besprechung von Christoph Schmidt, Köln.

Alexander, dessen äußerer Lebenslauf einfach mehr hergibt. An der Grenze zum Sachbuch angesiedelt, liefert Geier damit ein Zeitenpanorama, das von Wilhelm die liberale Oberfläche präsentiert, insbesondere in den Frühschriften. Sie verpflichten den Staat darauf, sehr wohl für Gedankenfreiheit, nicht aber für Glückseligkeit seiner Bürger zu sorgen.

Von ganz anderem Zuschnitt ist da H. Rosenstrauch. Auch sie wagt eine Doppelbiographie, hier von Wilhelm und seiner Frau Caroline von Dacheröden. Dieser Schritt bietet die Chance, den weiblichen Blick zum Programm zu erheben. Zunächst scheint Rosenstrauch dieser Vorsatz auch zu gelingen. Nach einem Abschnitt zur „modernen Ehe“ aber gelangt die Autorin zu ziemlich erschreckenden Resultaten. Sie scheut nicht davor zurück, Wilhelm als Befürworter der Judenemanzipation darzustellen, Caroline aber als Antisemitin. In dieser seltsamen Paarung erwies sich nicht die weltoffene Haltung des Mannes als prägend für die Kinder, sondern die Ängste der Frau. Von drei Töchtern wurde eine vom Hass auf Franzosen geschüttelt, die zweite von dem auf Juden. Der Hauptfehler aller Biographien, ihren Helden zu idealisieren, lässt sich Rosenstrauch daher nicht vorwerfen. Im Ganzen wohl zutreffend bezeichnet sie auch die Ideen der preußischen Reformer als kompensatorisch. Dieses Motiv lag insbesondere der Berliner Univsitätsgründung 1810 zugrunde.

Viel deutlicher, als es einem Biographen möglich ist, legt F.-M. Konrad in seiner Skizze von 2010 die inneren Widersprüche Humboldts bloß. Erschienen in der Reihe „UTB Profile“, die sich wie „Beck Wissen“ an den eiligen Leser wendet, macht Konrad aus der Not eine Tugend und hält mit Kritik nicht hinter dem Berg. So gelangt er zu Urteilen, die in der Humboldt-Literatur eher selten sind: „Faktisch hat Humboldt weniger bewirkt, als spätere Generationen ihm angedichtet haben. So war die Berliner Universität von Anfang an eine Einrichtung der beruflichen Ausbildung, in der „allgemeine Menschenbildung“ kaum eine Rolle gespielt hat. Von einem gleichberechtigten und gleichrangigen Miteinander [...] konnte keine Rede sein“ (S. 72). Bildung setzt Konrad nicht ungeschickt mit dem „harmonischen Individuum“ gleich, das sich in der Welt zurechtfindet. Konrad deutet an, dass Humboldts unsystematische und oftmals eher bruchstückhafte Ideen schon zu damaliger Zeit

veraltet waren, da körperliche Arbeit bei Humboldt nicht begegnet. Wo bleibt das Glück des Gärtners? Und das bei einem Großpädagogen!

Auch den – aus heutiger Sicht – Krebsschaden der deutschen Uni spricht Konrad deutlich an. In seinen theoretischen Arbeiten trat Humboldt zwar für staatliche Nichteinmischung in das Universitätswesen ein, doch gelang es ihm als Bildungspolitiker nicht, dem auch ein finanzielles Fundament zu legen und die Unis durch unabhängige Geldquellen zu versorgen. Dabei war dies in der europäischen Universitätsgeschichte keineswegs unbekannt und begegnet etwa bei städtischen Universitäten, die sich dadurch womöglich stärkerer Autonomie erfreuen konnten als Unis klerikalen Ursprungs. Erst der Bologna-Prozess schliff diesen Unterschied endgültig ab, da nun beide Typen gleichermaßen unter die Räder kommen.

In mancher Hinsicht läuft die gegenwärtige Humboldt-Literatur auf Verflachung hinaus. Den Blick in den Abgrund des Humboldtschen Wissens und Wirkens tat als bislang vielleicht letzter D. Benner. Ihm kommt das Verdienst zu, Humboldt auch mit der Nachgeschichte zu konfrontieren. Insbesondere sein Literaturbericht ist sehr lesenswert. Hier führt Benner zwei Generationen von Humboldt-Forschern vor mit den Stichjahren 1933 (Spranger) und 1968 (Heydorn). Die erste habe „geisteswissenschaftliche Innerlichkeitsbildung“ ebenso begünstigt wie unkritisch-unpolitisches Denken. Die zweite resümiert Benner mit dem Satz: „Die Aufhebung der Selbstentfremdung und die Überwindung des Widerspruchs von Bildung und Herrschaft als eine reale gesellschaftliche Praxis konzipiert zu haben, billigt Heydorn als Leistung allein dem jungen Marx zu“ (S. 29). Benner verschiebt den Bildungsbegriff auf „Teilhabe“ und gelangt daher zum Schluss, die Bildungsreformen seien gescheitert, weil die Wandlung der absolutistischen Obrigkeit zum bürgerlichen Staatswesen misslang.

Fassen wir zusammen.

1. Auf der Suche nach dem Leser, dessen Geduld schon nach vier Seiten erlahmt, ist ein Großteil der Neuerscheinungen unterkomplex. Eine wirkliche Symphonia von Geschichte, Philosophie und Pädagogik unterbleibt ebenso wie an der Uni. Auch hier ist „interdisziplinär“ ein Salto, der den wenigsten

gelingt.

2. Als Steinbruch der Ideen ist Humboldt nach wie vor von Bedeutung. Allerdings kommt es bei Bildungsreformen nicht nur auf hehre Ziele, sondern auch auf schnöde Ausführung an. Hier stahl sich Humboldt zeitig aus der Verantwortung und zog sich ins Museum zurück. Bravo! Alles richtig gemacht! Der Nimbus blieb unbefleckt!
3. Gegen die Zivilisationswende dieser Jahre liefert Humboldt daher kein Gegengift. Im Gegenteil: Den Zynismus der Sonntagsrede lebt auch der „litauische Schulplan“ vor.
4. Humboldts besondere Bedeutung wird heute gern übersehen: Wie die gesamte deutsche Klassik dachte er vornational. Das Fremde wird idealisiert und rückt in den Kreis der bildsamen Kräfte ein. Humboldt konnte auch Litauisch, Tschechisch und Ungarisch. Allerdings war es dieser kosmopolitische Teil seines Denkens, der als erster missachtet wurde.

Neuerscheinungen:

- D. Benner, *Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie,* 3. erw. Aufl., Weinheim, 2003.
- T. Borsche, *Wilhelm von Humboldt*, München, 1990 (blass).
- M. Geier, *Die Brüder Humboldt*, Hamburg, 2010.
- F.-M. Konrad, *Wilhelm von Humboldt*, Bern, 2010.
- C. Markschies, *Was von Humboldt noch zu lernen ist*, Berlin, 2010 (Sonntagsrede).
- H. Rosenstrauch, *Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt*, Frankfurt/M., 2009.
- P. R. Sweet, *Wilhelm von Humboldt oder die Idee des Menschen*, Paderborn, 2008 (Waschmaschine).

1 Schiffrin, André, *Paris, New York und zurück. Berlin*, 2010, Berlin, S. 172.